



germ. 1434 C (2) Hölle

## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr mit . . .	3 fl. — fr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 fr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 fr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — fr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — fr.
Für einen Monat . . .	1 fl. — fr.
Für 1 Band per Tag . . .	— fl. 3 fr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,  
Fürstensefbergasse Nr. 8. München.

25110



**Franziska von Hohenheim.**



Im Verlage von Carl Rümpler in Hannover  
sind erschienen:

## Schiller's Jugendjahre.

Herausgegeben von  
Wendelin von Maltzahn.  
2 Bände. Octav. Geheftet. 1  $\text{fl}$ .

## Goethe in den Jahren 1771 bis 1775.

Von  
Bernhard Rudolph Abehen.  
Groß Octav. Geheftet. 2  $\text{fl}$  10 Ngr.

## Ueber Goethe und Shakespeare.

Von  
Ralph Waldo Emerson.  
Aus dem Englischen, nebst einer Kritik der Schriften Emerson's von  
Herman Grimm.  
Octav. Geheftet. 15 Ngr.

## Essay's.

Von  
Herman Grimm.  
Groß Octav. Geheftet. 1  $\text{fl}$  25 Ngr.

## Leben Michelangelo's.

Von  
Herman Grimm.  
1. Theil: Bis zum Tode Raffael's.  
Groß Octav. Geheftet. 2  $\text{fl}$  20 Ngr.

## Annette von Droste.

Ein Lebensbild von Levin Schüding.  
Octav. Geheftet. 20 Ngr.

# Franziska von Hohenheim.

Eine morganatische Ehe.



Zeitbild

von

Amely Bölke,

Berfasserin des Visitenbuches eines deutschen Arztes in London.



Zweiter Band.

Hannover.

Carl Rümpler.

1863.



Druck von August Grimpe in Hannover.





## Erstes Capitel.

Wie Herzog Karl, um Herrn von Leutrum zu necken,  
seiner Gattin zur Flucht verhilft.

---

Auf einem dem Marktflecken Plieningen gegen-  
über liegenden Hügel lag der Garbenhof, ein Gut  
von ansehnlichem Umfange, welches im Mittel-  
alter dem ritterlichen Geschlechte der Bombaste  
von Hohenheim gehörte. Von Stuttgart gelangt  
man, immer bergauf fahrend, in einer Stunde  
dahin. Eine weite Fläche bietet sich dann dem  
Auge dar, unterbrochen von angebauten Feldern  
und begrenzt von einer Kette des Alpgebirges,  
deren bläuliche Linien, hier und dort von einer  
Feste gekrönt, den Horizont umlagern.

Herzog Karl hatte sich in den letzten Jahren  
in dieser Einsamkeit ein Sans-souci zu gründen  
versucht. Major Fischer, einer der ersten Bau-  
meister seiner Zeit, war von ihm beauftragt  
worden, Pläne zu einem Lustschlosse und weit-  
Franziska v. Hohenheim. II. 1

läufigen Gartenanlagen zu entwerfen, deren Ausführung auch, so weit die erschöpfte Kasse des Fürsten es gestattete, vorschritten.

Man bauete, aber langsam. Nicht wie die Solitüde, entstand dies Schloß, auf ein Nachtwort des Herrn, wie in einer Nacht. Die mit der Aufsicht betrauten Beamten bewohnten einstweilen noch was von alten Gebäuden geblieben war, nebst den für die Deconomie neu angelegten Räumlichkeiten; denn der Garbenhof schloß eine weitläufige Feldwirthschaft ein, und auch Wald, Wiese und Acker wollten für die Unterbringung ihres Ertrages bedacht werden.

Maigrün schmückte die Fluren, Feld und Wald prangte im ersten lichten Grün, die Vögel sangen, die Käfer summten im Grase, als eines Abends ein dicht verschlossener Wagen in der schon auf die Erde herabgestiegenen Dämmerung hier einfuhr, und vor einem Flügel der Wirthschaftsgebäude anhielt, in dem der Herzog ein paar Zimmer für sich hatte einrichten lassen, um, wenn er den Bau zu besichtigen kam, hier übernachten zu können.

Ein Herr und eine Dame stiegen hier aus;

Ersterer war klein von Gestalt, und seine Stimme klang nicht wie die eines Gebieters.

Sie brachten keine Bedienung mit.

Beide traten schweigend in das Haus, der Kutscher spannte aus, als sollten die Pferde, um die Herrschaften weiter zu führen, hier rasten; Nacht senkte sich indessen auf das Gebäude herab. Selbst die Neugierde vergaß, um was sie sich eben noch so sehr beschäftigt hatte, und suchte die Ruhe.

Am folgenden Tage sah man den Geheimrath Bühler aus Stuttgart, einen allgemeyn geachteten Beamten des Herzogs, bei den Arbeitern verkehren, um, im Namen Seiner Durchlaucht, verschiedene Befehle zu ertheilen. Es schien, als sei er einstweilen mit der Leitung des Baues beauftragt worden; auch versprach er dem Architecten, in kurzer Zeit mit neuen Instructionen ausgerüstet zurückzukehren.

Gegen Mittag ließ er anspannen und fuhr von dannen. Der von ihm bestiegene Wagen glich dem, welchen man gestern im Zwielicht angekommen gesehen.

Bald darauf wanderte eine verschleierte Dame

im Walde umher, hielt sich aber von allen beim Bau beschäftigten Personen möglichst fern. Man sah sie kommen und gehen, aber niemals genugsam in der Nähe, um ihre Züge unterscheiden zu können. Leicht, wie eine Hebe, schritt sie über die Erde hin, mit dem elastischen Gange der Jugend, die kleinen Füße berührten, so hätte man glauben sollen, den Boden nicht, sie schwebte mehr noch als sie ging und alle Unebenheiten des Weges wurden vor ihr gerade. Oft saß sie auf einem Baumstamme mit einem Buche oder einer Arbeit beschäftigt, horchte auf den rauschenden Wind, das Flüstern der Zweige; allein keinem Vorübergehenden wandte sie ihr Antlitz zu, Kinder nur fanden vor diesem Gnade, ihnen nur ward ein freundliches Nicken des schönen Hauptes, oder auch winkte sie sie herbei, beschenkte sie und unterhielt sich mit ihnen. Bald kannte die ganze kleine Jugend des Dorfes die verschleierte Dame, und eilte, so oft sie die Wohnung verließ, ihr zu begegnen. Wie sie ausah, wußten auch diese nicht zu sagen; denn in ihren Augen war sie ihrer Güte halber wunderbar schön.

Die Pächterin hatte Befehl von dem Geheim-

rath erhalten, die von der Fremden bewohnten Zimmer reinigen zu lassen und den Gast mit Speise und Trank zu versorgen. Sie nannte sie Thro Gnaden, weil ihr kein Name gesagt worden war. Sie wunderte sich Anfangs über die geringe Zahl der Kleidungsstücke, womit die Fremde versorgt war; allein als der Geheimrath Bühler wiederkehrte, brachte er mehrere Koffer und Kisten für die Dame mit und seitdem wechselte sie mitunter ihren Anzug; doch war dieser stets von dem einfachsten Stoffe, und nur ausgezeichnet durch große Sauberkeit und Zierlichkeit. Man glaubte immer, sie trage das Kleid zum ersten Male, auch wenn man sie noch so oft darin gesehen, so frisch mußte sie es zu erhalten, oder auch es wieder zu glätten.

Persönlicher Dienste bedurfte sie wenig. — Sie kleidete sich ganz allein an und nur bei der Ordnung ihres reichen blonden Haares, das sie hier auf dem Lande ungepudert ließ, und das, seiner Fesseln entnommen, wie ein Mantel die zarte Gestalt bis auf die Füße umhüllte, nahm sie dann und wann eine Beihülfe an.

Die Einsamkeit ihres Lebens schien sie nicht

zu drücken. Sie arbeitete, schrieb, las, und schaute so heiter um sich, als ob ein ganz neues Glück ihr erblühe.

Briefe hatte sie noch gar nicht erhalten.

Als der Geheimrath Bühler das zweite Mal zurückkehrte, brachte er eine Dame, seine Gattin, mit, und mit dieser ging die Fremde bald darauf Hand in Hand, lachend und scherzend, und dazwischen sich auch wohl ernst unterredend, im Garten auf und ab. Die Geheimrätthin war eine Frau von vielleicht dreißig Jahren, kurz und rund von Gestalt, mit wohlwollender Miene. Es hieß, der Herzog habe sie in seiner Jugend geliebt und ihr eine dauernde Anhänglichkeit bewahrt, vielleicht weil ihre Tugend stärker gewesen, als ihre Eitelkeit, vielleicht auch, weil es ihr gelungen, seine Achtung auf irgend eine Weise zu gewinnen. Gewiß bleibt, daß ihr Gatte durch seine Verheirathung mit ihr in des Herzogs Gunst gestiegen war, und daß er eben jetzt dessen ganzes Vertrauen genieße. Der Geheimrath befand sich in Stuttgart, der Herzog bei seinem Bruder in Montbéliard; allein fast täglich flogen Briefe zwischen ihnen hin und her; — nicht nur in Bezug auf den Bau, sondern

auch in anderen Angelegenheiten; denn der hohe Herr hatte Veranlassung gefunden, den Tact, den zuverlässigen Charakter, wie auch die Verschwiegenheit dieses Mannes in letzterer Zeit kennen zu lernen, und großes Vertrauen zu ihm gefaßt.

Daß wir in dessen Schutzbefohlenen Franziska von Centrum wiedergefunden haben, wird der Leser errathen, und neugierig sein, zu erfahren, auf welche Weise sie hierher gelangt ist.

Wir haben sie Angesichts des erleuchteten Münsters verlassen, als so eben die Wagen der schönsten und unglücklichsten Fürstin auffuhren. Franziska, ganz Auge, ganz Staunen, bei dem nie gesehenen Anblick der Illumination dieser berühmten Cathedrale, hatte nicht bemerkt, daß ihr Gatte ihr seinen Arm entzog und sich ein anderer dafür bot, welcher sanft ihre Hand mit der seinigen hielt. Man schob, man drängte, man überstürzte sich gleich darauf. „Halten Sie sich ruhig! Ich rette sie!“ raunte eine Stimme in ihr Ohr, deren Klang sie erbeben machte. Sie fühlte sich in eben dem Momente aus dem Gedränge fortgetragen, befand sich plötzlich in einer stillen Seitengasse; hier hielt ein Wagen, der Schlag wurde geöffnet,

man schob sie hinein, und die Pferde flogen mit ihr davon.

So schnell war dies Alles vor sich gegangen, daß sie im ersten Augenblicke gar nicht begriff, was eigentlich mit ihr geschehen sei. Rasselnd ging es nun über das holperige Pflaster Straßburgs fort; sie wußte nicht, wohin. Zu rufen, zu fragen war nicht möglich. Trotz der Dunkelheit der Straßen, durch die man sie führte, erkannte ihr Auge, daß Niemand neben ihr sitze.

Bald hatten sie die Thore hinter sich; von da an rollte der Wagen sanfter fort, sie konnte nun auch, seit sie sich an die Dunkelheit gewöhnt, neben dem Kutscher noch eine zweite Gestalt erkennen; ob diese zweite ein Diener sei, ob der weite Mantel eine Livrée oder eine Uniform verberge, war zu ermitteln nicht möglich; denn das Licht der Laternen beleuchtete mehr den Weg, als die Personen auf dem Bocke.

Sie erreichten bald darauf einen kleinen Wald; hier hielt man an.

Jetzt hoffte Franziska das Räthsel dieser nächtlichen Fahrt gelöst zu sehen, und sah darum erwartungsvoll und mit hochklopfendem Herzen dem



Deffnen des Schlasses entgegen. Eine tiefe Stimme, die sie nur zu wohl erkannte, rief ihr, sowie sich die Thür aufthat, lachend zu: „Sie sind frei! Vergeblich wird man Sie suchen, vergeblich fragen, wohin Sie gekommen sind. Ihr Tyrann eilt Ihnen auf diesem Wege nicht nach! Die Gelegenheit hätte nicht erwünschter kommen können, und ich lobe meine Geistesgegenwart, welche sie so geschickt zu benutzen gewußt hat.“

„Aber, Durchlaucht, ich begreife nicht!“ rief Franziska verwirrt, mit fast versagender Stimme; denn sie wußte nicht, wie sie ihre Worte, um zu erfahren, in welcher Absicht der Herzog sie hierher geführt habe, setzen sollte.

„Das glaube ich Ihnen gern!“ lachte er auf. „Es ist wie im Fluge geschehen. Bevor man mich noch vermissen kann, muß ich aber zurückgekehrt sein, und in dem Gedränge wieder auftauchen, damit auf mich keine Art von Verdacht falle. Das grade ist ja der Spaß bei der Sache, daß Niemand erräth, was aus Ihnen geworden ist.“

„Es war also ein Scherz von Ihnen, Durchlaucht? Ein Scherz, um den Meinigen eine kleine Angst einzuslößen?“ fragte sie erwartungsvoll.

„Ein Scherz, kleine Frau, ein Scherz, mit einem tiefen Ernst dahinter. Ich bin es überdrüssig, mit anzusehen, wie Herr von Pentrum Sie quält. Wäre er mein Untertan, so wollte ich Ihnen bald Gerechtigkeit verschaffen. Jetzt kann ich es nur auf diese Weise thun. Erst seien Sie frei — und dann klagen Sie auf Scheidung.“

„Ich?“ fragte Franziska verwundert.

„Wer sonst?“ lachte der Herzog.

„Aber — aus welchem Grunde?“

„Wegen brutaler Behandlung.“

„Wie? — Ich könnte mich deshalb von ihm losmachen?“ jauchzte sie auf.

„Das versteht sich.“

„Es geht aber doch nicht, Durchlaucht,“ fiel sie plötzlich kleinmüthig ein. „Es geht doch nicht. Ich hätte ihn ja lange schon verlassen, wenn ich ihn verlassen dürfte; aber es geht nicht. Ich bin an ihn gebunden, ich muß bei ihm ausharren bis an meinen Tod. Mich von ihm zu trennen, ist ganz unmöglich.“

„Das ist Ihr Ernst?“

„Mein völliger Ernst.“

„Ja, dann können wir freilich nichts besseres

thun, als nach Straßburg zurückkehren. Ich wußte nicht, daß Sie ihm so attachirt seien.“

„Ich ihm? Großer Gott! Ich trage, was ich tragen muß, weil es Gottes Wille so ist; denn sonst würde er mich nicht in diese Lage versetzt haben.“

„Hat Gott das auch wirklich ganz allein gethan?“ fragte der Herzog mit Ironie. „Haben Ihre lieben Eltern nicht vielleicht nur unterlassen, bei ihm anzufragen, ob sie ihr Kind auch ihrem Eigennutze opfern durften?“

„Durchlaucht! Das ist ein hartes Wort!“ rief Franziska in Thränen ausbrechend, „zu hart, um einer Tochter Ohr nicht zu verletzen, zu hart, um nicht die Bitte zu wagen, daß Sie meiner armen Eltern schonen möchten!“

„Kann die Wahrheit hart sein?“ fragte er in gleichem Tone. „Ich höre sie freilich auch nicht gern. Sie muß also wohl etwas besonders Berlegendes für sterbliche Ohren haben. — Geld ist überdem eine schlimme Klippe für unsere Tugend, für Geld verkaufte Judas seinen Herrn, für Geld verräth der Unterthan seinen König, für Geld ist die Ehre des Mannes, die Sitte der Frau feil;

warum sollte also ein Vater nicht auch eine Tochter, noch dazu in der anständigsten Form, diesem Götzcu opfern? — Es ist am Ende noch das geringste Vergehen, welches um dieses Mammons willen begangen worden ist.“

„Es thut meinem Herzen aber so weh, daß Durchlaucht aus meinem Munde diesen Thatbestand nie erfahren haben würden, und ich zürne dem, welcher ihn Ihnen vertraute.“

„Mir vertraute? Ein Fürst ist ja, nächst Gott, berechtigt, Alles zu wissen, er muß die Herzen und Nieren der Menschen prüfen, — und noch einiges Andere. Uebrigens macht es Ihrem kleinen Herzen alle Ehre, daß es seine Eltern geschont wissen will. Ich habe auch schon auf die Sache Rücksicht genommen, und Auftrag gegeben, deren Schuld auf mich übertragen zu lassen. Wird das Ihrem Gewissen genügen?“

„Durchlaucht wollten so überaus gnädig sein? — Aber wie kann ich das annehmen? Sie haben selbst so viele Ausgaben, und sollten eine so große Summe an mich wenden?“

Der Herzog lachte laut auf.

„Sie sind eine spaßhafte kleine Frau; wahr-

haftig! höchst spaßhaft! Wahrscheinlich haben Sie auch etwas von dem Defizit in meiner Kasse gehört, und bemitleiden meine Umstände!“ fuhr er in dem Tone der Ironie fort. „Ja, ja! Ich habe freilich wenig Geld; allein auf ein paar Groschen kommt es noch nicht an, und weil ich Ihnen eine Entschädigung schuldig bin, da ich mein Wort nicht gehalten, und die Hand der kleinen Franziska von ihren Eltern für mich nicht begehrt habe, so gewähre ich Ihnen diese Entschädigung dadurch, daß ich Sie von drückenden Fesseln befreie. Sie kommen mir wie die an einen Felsen geschmiedete Andromeda vor, und ich spiele die Rolle des Perseus; nur daß ich nicht allein mit meinem guten Schwerte hier kämpfen durfte, sondern auch die List, eine mir sonst fremde und meinem Charakter unzusagende Waffe, zu Hülfe nehmen mußte.“

Rollende Räder unterbrachen sie hier, ein Wagen hatte sie eingeholt und hielt ihnen fast zur Seite; ein Herr stieg aus diesem, und der Herzog stellte ihn ihr als seinen Stellvertreter vor.

„Dieser würdige Mann wird Sie begleiten und in ein Versteck führen, wo Niemand Sie zu

suchen kommt. Er hat meine Instructionen, befolgen Sie in allen Dingen genau seinen Rath, mein Mund spricht durch ihn, und die kleine Franzerl wird es nicht bereuen dürfen, sich ihrem besten Freunde anvertraut zu haben.

Der Herzog hatte bis jetzt vor dem Wagen stehend mit ihr gesprochen, jetzt bot er ihr seine Hand zum Aussteigen und führte sie an die harrende Postkutsche. Ihr neuer Begleiter nahm hier an ihrer Seite Platz. Franziska war die ganze Situation höchst unbehaglich; sie zitterte. Ihr bangte vor diesem Schritte hinaus in das Leben, der sie von allem Gewohnten und Hergebrachten mit einem Male losriß.

Sie wußte nicht, ob sie dem Herzoge ein Wort des Dankes sagen, oder die Bitte aussprechen solle, sie mit sich zurückzunehmen.

Zu dem letzteren haite sie den Muth nicht. Ihre Furchtsamkeit verbot ihr, ihm einzugestehen, sie trage Bedenken, das, was er für sie beschlossen, auszuführen. Und eben so sehr fürchtete sie sich auch, vor das Angesicht ihres Gatten hinzutreten, und zu bekennen, wo sie diese Stunde lang gewesen sei; denn ach! es würde dieser ja ihren

Worten nicht geglaubt haben, und mit welchen ungerechten und entehrenden Vorwürfen würde sie von ihm überhäuft, mit welchen neuen Mißhandlungen herabgewürdigt werden. Sich diesem aussetzen, fehlte ihr gleichfalls der Muth.

Die Angst, die innere Unentschlossenheit, der Kampf ihres Innern preßten ihre Brust zusammen; ihre Hände waren eiskalt, ihre Stirn brannte. Die Karosse des Herzogs hatte indessen umgewendet und er nahm Abschied von ihr. Sie neigte sich dabei auf seine Hand herab und berührte sie leise mit ihren Lippen. Er küßte rasch die Stelle und lachte dazu.

„Ich kenne mich selbst nicht mehr!“ sagte er spottend. „Auf solchem Umwege meinen Lohn einzufordern, ist mir etwas Neues.“ Darauf nickte er und verschwand in der Dunkelheit.

Franziska sah ihm nach und warf sich dann laut schluchzend in die Ecke des Wagens zurück.

Die Pferde flogen indessen rasch mit ihr davon und ihr Begleiter unterbrach diesen Ausbruch ihres Gefühls lange Zeit mit keinem tröstenden Worte, er ließ sie sich ausweinen und die Stille der Nacht beruhigend auf sie wirken; dann erst redete er sie an.

Der Morgen hatte indessen zu grauen begonnen; sie konnte die Züge ihres Nachbarn, sein ehrliches, wohlmeinendes Gesicht unterscheiden, sie sah Theilnahme darin geschrieben und faßte Vertrauen zu ihm.

„Nennen Sie mich nicht kindisch!“ sagte sie, bittend ihr großes blaues Auge zu ihm erhebend, und seinen forschenden Blick aushaltend. „Denken Sie nicht schlimmer von mir, als ich bin, daß ich mich, ohne Widerstand zu erheben, von meinem Gatten wegführen lasse! Erlauben Sie mir, Ihnen meine Verhältnisse zu schildern, und verurtheilen Sie mich dann, wenn Sie wollen. Da ich Ihrer Fürsorge anvertraut bin, so halte ich es für Pflicht, Ihnen mit Offenheit zu begegnen. Meine Lage ist in der That eine so hülflose und eine so traurige, daß ich, wenn es ohne Schaden für meine verehrten Eltern geschehen kann, eine Trennung von meinem Gatten, unter welchen Bedingungen es auch sei, mit Freuden begrüßen muß. Allein, wie wird die Welt mich bei diesem Schritte beurtheilen? — Wird sie meiner Klage über die Mißhandlungen meines Gatten Glauben beimessen? — Wird sie die Hülfe des Herzogs dadurch



gerechtfertigt finden? — Wird die Achtung, welche mein Gatte mir vorenthält, mir auch nicht von Anderen künftighin entzogen werden und ich dadurch, was ich jetzt dulde, verdoppelt erdulden müssen?“

Ihr Begleiter schwieg einige Augenblicke; dann versetzte er mit Besonnenheit:

„Wenn ein Uebel so groß ist, daß man um jeden Preis sich desselben entäußern möchte, so muß man mit gutem Muth, was das Schicksal für die Befreiung davon fordern mag, zahlen wollen. Einstweilen heißt es: sich fassen. Der erste Schritt ist gethan; Geschehenes kann man nicht zurücknehmen. Suchen Sie also Ruhe in sich selbst zu gewinnen, gnädige Frau! um mit klarem Blicke Ihre Situation in das Auge zu fassen. Nur indem Sie sich in sich zu befestigen bemühen, werden Sie im Stande sein, dem, was fernerhin von Außen her auf Sie eindringen mag, zu begegnen. Der Herzog meint es gut mit Ihnen. Freilich werden solche hohe Herren vielfach in Anspruch genommen, und darum muß oft ein Interesse dem andern weichen; — für den Augenblick jedoch erfreuen Sie sich seines Schutzes und

später werden Sie diesen dann vielleicht auch entbehren können.“

Franziska hatte ihm aufmerksam zugehört, gewaltfam drückte sie dabei die Hand auf das Herz, als ob sein lautes Pochen dessen geheime Empfindungen ihrem Nachbarn verrathen könne.

„Wie danke ich Ihnen dafür, daß Sie so wohlwollend zu mir sprechen,“ sagte sie mit tiefer Bewegung. „Ich bin jung und unerfahren, kenne von der Welt und den Menschen sehr wenig, bedarf daher des Rathes; — nehmen Sie sich meiner freundlich an, ich bitte Sie darum! Wenn Sie mich erst näher kennen lernen, werden Sie sich hoffentlich überzeugen, daß ich Ihrer guten Meinung trotz des bösen Scheines nicht ganz unwerth bin.“

Der Geheimrath ward durch diese Sprache schnell gewonnen. Die einfache natürliche Weise des Ausdrucks, diese Worte, welche aus dem Herzen kamen, fanden schnell das Herz. Man konnte Franziska nicht lange gesehen haben, ohne sie liebzugewinnen.

Sie sprach darauf mit ganzer Aufrichtigkeit über ihre Verhältnisse, ihre Familie, ihren Gatten,

sie schilderte dessen Eifersucht, klagte sich an, keine Zuneigung für ihn empfunden und dadurch dies Mißtrauen in seinem Herzen erregt zu haben, erwähnte den klugen Rath ihrer Freundin, den sie so gern befolgt haben würde, ohne es jedoch über sich gewinnen zu können; sie verhehlte ihm nichts, außer ihrer Neigung für den Herzog; sie sprach von ihrer Dankbarkeit gegen diesen, aber nichts von ihrer Liebe zu ihm.

Indessen zog der Morgen hell herauf, die dampfenden Wiesen zeigten keine zerfließenden Truggestalten mehr, über dem Purpur am Himmel stieg siegreich das strahlende Licht empor und Pforzheim lag vor ihnen. Franziska hatte bis jetzt nicht gefragt, wohin ihr Weg sie führe; nun lag die Heimath des Gatten vor ihr, und ihr Blick in das Auge ihres Gefährten drückte die durch diesen Anblick in ihr hervorgerufene peinliche Empfindung aus. Er beantwortete die stumme Frage.

„Wir halten hier, um die Pferde zu wechseln, an,“ sagte er. „Sie benutzen die Zeit, um sich mit der nöthigen Wäsche zu versehen und an die Stelle jenes Ihren Herrn Vater compromittirenden

Documentes ein anderes, das eine Anweisung auf die herzogliche Kasse ist, zu legen.“

Franziska erglühte. Ihre innerste Empfindung sprach: daß sie kein Recht diesen Wechsel vorzunehmen habe; allein sie wußte dieser Empfindung keine Gründe zu leihen. Der Geheimrath war der Ansicht, es dürfte ihrem Gatten einerlei sein, wer ihm das Geld schulde; befragt darum, würde er freilich seinen Gläubiger gegen keinen andern vertauscht haben; allein aus Ursachen, welche keine Berücksichtigung verdienten. Diese und ähnliche Gedanken flogen durch ihren Sinn, während sie zögernd und schweigend das ihr entgegen gehaltene Papier in Empfang nahm und an der Thüre ihrer Wohnung um Einlaß schellte. Der Geheimrath fuhr indessen auf die Post, um in einer Viertelstunde mit frischem Gespamm zurückzukehren.

Franziska, die von ihren Dienern geliebte Gebieterin ihres Hauses, trat heute mit dem ihr fremden Gefühle von Beschämung über die eigene Schwelle und wagte dem ihr entgegen kommenden alten Diener, dem Hüter der Wohnung, kaum in das Auge zu blicken.

„Ich fahre sogleich weiter, Josef!“ sagte sie,

den Strom seiner Begrüßungen unterbrechend, „und will nur einige Sachen mitnehmen.“ Dabei suchte sie seinem Blicke das Papier in ihrer Hand zu entziehen. „Hole mir einen Koffer vom Boden und trage ihn in mein Gemach. Indessen gieb mir den Schlüssel zu dem Zimmer des gnädigen Herrn.“

Diesen Schlüssel hatte Herr von Leutrum niemals in den Händen seiner Gattin gelassen, so wie er ihr überhaupt nie gestattete, ohne ihn diesen Raum zu betreten. Der alte Diener kannte diese Eigenheit seines Herrn, so wie auch sein Mißtrauen, er war im Dienste der Familie Leutrum alt geworden, hatte die Jugend des schwächlichen Knaben zu hüten gehabt, und besaß daher sein Vertrauen, wie sonst Niemand sich dessen erfreute. So oft er verreiste, übergab er ihm den Schlüssel und machte ihn für Alles, was er hier an Werthsachen aufgespeichert, verantwortlich. In einer Zelle neben dem Gemache mußte er schlafen, brachen Diebe ein, sollte er diese mit seinem Leben abwehren, im Fall einer Feuersbrunst retten, was er mit sich fortzubringen vermochte. Er sah daher

seine Gebieterin, bevor er ihrem Gebote nachkam, mit einem prüfenden fragenden Blicke an.

Franziška überwallte es heiß. Mit aller Anstrengung faßte sie sich und begegnete ruhig dem Auge des Dieners. Sie fühlte, daß sie zu einer Erklärung verpflichtet sei, und nur damit seinem Nein vorbeugen könne.

„Ich habe hier ein Document mitgebracht, das Du bei den Papieren des gnädigen Herrn aufbewahren mußt; dagegen soll ich ein anderes von dort entuehmen.“

Sie kam hiermit der Wahrheit nahe und verschwieg nur, in wessen Auftrag sie handele. Sie entfaltete sogar das Papier und ließ den treuen Diener einen Blick hinein werfen. Die Zahlen beruhigten sichtlich dessen Gemüth, er war durch seinen Gebieter, großes Gewicht auf Zahlen zu legen, gewöhnt worden. Er ließ sie daher ohne Einwand ihr Vorhaben ausführen.

Mit zitternder Hand geschah dies. Jeder Heimlichkeit ihrer Natur nach fremd, kam sie sich wie eine Verbrecherin vor. Und dennoch fiel eine Last von ihrem Herzen, als sie den unseligen Schuldschein unter ihrem Kleide geborgen sah, ja,

es war ihr zu Muth, als gäbe ihr allein schon der Besitz desselben ihre Freiheit wieder, als sei sie eine Andere geworden, seit sie den für sie entrichteten Preis zurückerstattet hatte, als dürfe sie nun freier aufschauen und muthiger dem, was kommen könne, entgentreten. Ihre schlimmste Fessel war damit gelöst, ihre kindliche Pflicht hatte die bindende Kette abgestreift.

Um Vieles heiterer bestieg sie den Wagen und traf, nach einer langen, ermüdenden Fahrt, ohne Kasten, ohne einen andern als den zum Wechseln der Pferde nothwendigen Aufenthalt, auf dem Garbenhof ein.

Das Document unter ihrem Kopfstissen, senkte sich der süßeste Schlummer auf ihre Augen, dem das glücklichste Erwachen folgte.

Sie sah sich allein, — sie war frei!

Neu lachte ihr der Himmel und neu die Erde, und glücklich, wie in ihren Kinderjahren, vergaß sie der Welt über der Natur und ihrem Reize. Mit zwanzig Jahren wird jeder Druck der Verhältnisse ohnehin leicht abgestreift, das Herz besitzt dann noch eine Elastizität, zu überwinden, zu hoffen, zu ergänzen, und aus Wenigem sich eine Welt des

Glückes zu erbauen, daß es dem Schicksal sehr schwer wird, dem Alter seine Freuden zu nehmen.

Die Sonne schien, der Himmel war blau,  
Franziska sang ein Lied, schlüpfte in den Wald  
hinaus, und kehrte mit Feldblumen beladen zurück.

---



## Zweites Capitel.

Der Kammerherr von Leutrum entführt einen verkleideten Mann.

---

Während nun Franziska in der Verborgenheit lebte und ihrer wiedergewonnenen Freiheit mit jedem Tage froher ward, erfüllte der kleine Kammerherr die Welt mit seinem Wehegeschrei über den ruchlosen Räuber seiner Gattin, dessen Namen zu nennen er den Muth nicht besaß; den aber errathen zu lassen, er es an Winken nicht fehlen ließ, welche das Publikum, ohnehin mißliebig gestimmt, nur zu willig auffaßte und verbreitete.

Lauter und immer lauter hörte man sagen: der Herzog von Württemberg habe die Gattin des Herrn von Leutrum entführt und halte sie irgendwo versteckt. Im Volke stieg der Unwille darüber, genährt auf alle Weise, immer höher.

Die Mißgestimmten behaupteten, kein Ehemann könne jetzt noch sich ruhig schlafen legen, ohne Furcht, am nächsten Morgen wie ein Fahnen zu erwachen; am meisten aber schrienen und lärmten alle jene Frauen, welche durch Alter und Häßlichkeit nichts für ihren Ruf zu fürchten hatten, über die ihnen drohende Gefahr, und konnten ihrer sittlichen Entrüstung keine hinreichend grellen Farben dafür leihen.

Wohin man hörte, war davon die Rede. Kein anderer Gewaltstreich des Herzogs hatte eine solche Empörung der Gemüther hervorgerufen, keine andere seiner Thaten dieses Mißfallen erregt, und doch hatte er diesmal, wenn auch eigenmächtig, doch zugleich uneigennützig gehandelt, nur daß er „Macht ist Recht,“ — dabei gesagt.

Im Mittelalter, wo noch tapfere Ritter die Frauen gegen Unbill mit der Kraft ihres Armes zu schützen sich zur Pflicht machten, würde man seine That besungen haben, so aber lebte er zu spät für dies Sollen, Können und Mögen. —

Herzog Karl war ein Raubritter vom Scheitel bis zur Sohle und hatte, um groß gefunden und bewundert zu werden, nur sein Zeitalter verfehlt.

Er hielt sich, der ewigen Zwistigkeiten mit seinen Ständen überdrüssig, diesmal länger als je bei seinem Bruder auf, sei es, um dort der Verstimmung zu entgehen,\* welche der unrettbare Zustand seiner Finanzen in ihm hervorrief, und nicht von Einschränkungen reden zu hören, die er vielleicht weniger ihrer selbst willen, als um des ihm damit drohenden äußern Muß und einer Controle seines Willens wegen faßte; oder sei es, daß seine Laune gerade jetzt mit diesem Familienleben seines Bruders harmonirte, und er den Frieden des Herzens und die innigen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die hier alles vereinigende Liebe, weil er sie ersehnte, sich anempfinden wollte; genug, er blieb von Woche zu Woche und schloß sich heiter dem kleinen Zirkel an.

Das kleine Ländchen bot seinerseits Alles auf, die Gegenwart des neuen Landesherrn zu verherrlichen, und dieser nahm höchst gnädig diese Bemühungen, ihm Feste zu bereiten, hin, obwohl diese Feste nur ein schwacher Abglanz derjenigen waren, welche er selbst bei solchen Veranlassungen

zu veranstalten wußte; denn prächtige Feste zu geben, war sein Talent, wie auch sein Vergnügen.

Die Farben von Württemberg, mit denen von Montbéliard vereint, prangten in allen Richtungen des neu gewonnenen Ländchens, man zündete ihm Freudenfeuer an, ließ alle Lampen, Lichter und Fackeln, deren man habhaft werden konnte, die Stadt erleuchten; der Magistrat wartete ihm auf und bat um Abstellung der Mißbräuche, und Herzog Karl, indem er höchst gnädig für Alles ein Ja hatte, kannte sich selbst nicht mehr. Geduldig nahm er von früh bis spät alle Deputationen an, hörte ihnen, selbst wo ihr Vortrag seine Lachlust erregte, ernsthaft zu, und beschäftigte sich mit einer verbesserten Gesetzgebung und Abstellung verschiedener Mißbräuche.

Als Friedrich der Große den Kaiser bewog, den Knaben Karl mündig zu erklären, wandte er zu seinen Gunsten ein: daß er würdig sei, ein größeres Reich, als Schwaben, zu regieren. Jetzt machte er den ersten Versuch, das ihm nachgerühmte Talent an diesem noch viel kleineren Stückchen Erde zur Geltung zu bringen, und ver-

wunderte sich über die innere Befriedigung, welche diese nützliche, seinen Mitmenschen erspriessliche Beschäftigung ihm gewährte. Er erntete Ausdrücke des Dankes und der Freude; davon war ihm in seinem glanzvollen Leben wenig zu Theil geworden.

Allein zu plötzlich war dieser Uebergang von rauschender Sinnenlust und steter Aufregung zu dem stillen Ernst des Geschäftslebens gewesen, und eines schönen Morgens erwachte der Herzog mit vollkommenem Ekel vor solchem Tagewerke. Laut wollte er jedoch seinen Ueberdruß nicht kund geben, damit hätte er den ihm ertheilten Lobsprüchen den Fehdehandschuh hingeworfen; auch war er viel zu stolz, um je einen Irrthum einzugestehen, oder scheinbar auf das Lob und den Tadel Anderer Werth zu legen.

Beifall verdienen wollen, heißt um die Gunst Anderer buhlen.

Da diese Anderen aber nur Untertanen waren, konnte ein Fürst ihnen nicht gefallen — der Herr nicht den Knechten; — denn ihn zu lieben, ihn zu ehren, ihm zu dienen, war ja deren Pflicht; — und tel est mon plaisir die Rechtfertigung bei allem seinen Thun.

Henriette Grollmann hatte sich während der Zeit seines Aufenthaltes gleichfalls in Montbéliard befunden und jede Gelegenheit benützt, dem Herzoge zu begegnen; so oft ihr dies auch gelang, fand sie ihren Zweck dennoch stets vereitelt, denn er sprach nie von Franziska, und wenn sie von deren räthselhaftem Verschwinden redete, antwortete er nur mit einem ironischen Lächeln und einer Frage nach dem Befinden des kleinen Kammerherrn. Sie bemerkte wohl, daß ihn die Erzählung von dessen Leiden unterhielt und daß er gern auf die Scene bei der Illumination zurückkam; sonst aber entschlüpfte ihm nie eine Aeußerung, als ob er an dem Vorfall theilhaftig gewesen.

Daß vom Publikum sein Name mit diesem Vorfall in Verbindung gebracht wurde, war ihm gänzlich unbekannt geblieben. Einem Fürsten wird jede unangenehme Wahrheit ja möglichst lange vorenthalten; denn der Berichterstatter einer solchen ist selten ein willkommener Bote, und nur ein Freund würde sich den schnöden Dank, der Ueberbringer schlimmer Nachrichten zu sein, verdienen wollen; Freunde aber besitzen Fürsten nicht, weil Freunde keine Schmeichler sind und der holde

Klang süßer Worte zu angenehm das Ohr kitzelt, um sie entbehren zu mögen.

Herzog Karl hatte nie einen Freund besessen, noch zu besitzen gewünscht.

So blieb es ihm denn gänzlich verborgen, mit welchen Gerüchten das Publikum sich trug, und er lachte und scherzte über ein Geheimniß, welches bereits ein öffentliches war.

Freilich hatte noch Niemand den Aufenthalt des schönen Flüchtlings errathen und, wie natürlich, glaubte man sie daher irgendwo in der Nähe des Herzogs versteckt. Dahin trugen sich denn auch die Vermuthungen des kleinen Kammerherrn und diesen entsprechend begab er sich in die Nachbarschaft von Montbéliard, um hier zu forschen und zu spähen und dem Herzog auf jedem Schritte aus der Ferne nachzufolgen.

Nicht lange, so wurde diesem verrathen, welcher ein kleiner Schatten sich an seine Ferse heste. Auch Henriette erfuhr die Anwesenheit des kleinen Kammerherrn. Da sie aber seit jener nächtlichen Scene nicht mehr auf so gutem Fuße mit einander standen, so suchte dieser sie nicht auf. Er glaubte überdem, daß sie mit dem Herzoge unter

einer Decke stecke und die heimliche Vermittlerin bei dem Verschwinden seiner Gattin gespielt habe.

Allein, wie sorgfältig er auch forschte und seinen Nächten, um Wache zu halten, sogar den Schlaf entzog; so bot sich ihm doch nicht der geringste Anhaltspunkt. Sie hätte denn im Schlosse selbst verborgen gehalten werden müssen; denn in der Umgegend hatte er jeden Winkel bereits durchspäht; ebenso den Herzog auf allen seinen Ausflügen verfolgt, ohne ihn bei einer heimlichen Zusammenkunft zu ertappen.

So blieb ihm denn nichts übrig, als dennoch zu Henrietten seine Zuflucht zu nehmen. Eines Morgens fand er demzufolge ganz unerwartet den Weg zu ihrem Zimmer.

Etwas verlegen trat er ihr im ersten Momente entgegen. Bald jedoch faßte er sich, hielt ihr seine lange Hand hin und sagte:

„Liebe Cousine! Ich begrüße Sie mit den Gefühlen unserer früheren Freundschaft, und hoffe Sie in der gleichen Gesinnung zu finden.“

„Aber Sie hier?“ unterbrach sie ihn. „Darf ich hoffen, daß der Herr Baron nur meinetwegen die Reise unternommen haben? — Zu schmeichel-



haft wäre das in der That, um es voraussetzen zu wollen.“

„Ich könnte mit Ja antworten, denn es ist Ihnen bekannt, wie nahe Sie meinem Herzen stets gestanden; allein, ich will Sie nicht täuschen, Cousinchen. Ich suche meine verlaufene Gattin und verzweifle fast, ihre Spur zu finden, wenn Sie mir nicht eine hülfreiche Hand dabei bieten.“

„Ich?“ fragte sie überrascht. „Sie haben mich ja angeklagt, bei ihrem Verschwinden mit im Complotte gewesen zu sein; wie kann ich Ihnen nun nach der andern Seite hin dienen?“

„Vielleicht war ich ungerecht, das anzunehmen,“ sagte er, zärtlich Henriettens Hand an seine Lippen führend. „Allein wie begründet oder unbegründet auch ein solcher Verdacht gewesen sein mag; jedenfalls hoffe ich, daß Sie aus Anhänglichkeit an meine Familie und aus Rücksicht für meine Person, die sich ja stets Ihrer Gewogenheit erfreute, mir die Gelegenheit verschaffen werden, meine Gattin zu sehen und mich mit ihr zu verständigen.“

„Zu sehen? Wo?“ fragte Henriette kopfschüttelnd. „Das überlasse ich Ihnen.“

„Und sich zu verständigen — worüber?“

„Ueber unsere gegenseitige Stellung zu einander. Ich kann sie unmöglich wieder bei mir aufnehmen, wenn sie sich öffentlich compromittirt. Kehrt sie jetzt noch still und bescheiden in ihr Haus zurück, so werde ich vergeben und vergessen, später aber verzeihe ich nichts mehr.“

„Das wünschen Sie ihr zu sagen?“

„Ja.“

„Wenn ich Ihnen nun aber versichere, daß ich selbst bis heute keinen Gedanken habe, wo sie sich aufhalten könne?“

Der kleine Kammerherr lächelte verschmizt.

„So wird die lebenswürdige Grollmann dies kleine Geheimniß von ihrem fürstlichen Gönner zu erfragen wissen.“

„Und gesetzt nun, daß auch der sich unwissend bekennte?“

„Nicht Ihnen gegenüber, ich weiß das besser. Und da Sie, als Verwandte unseres Hauses, den Zweck meiner beehrten Unterredung ehren und billigen müssen, so rechne ich von Ihnen auf jeglichen Beistand.“

Henriette sah einen Augenblick nachdenkend vor sich nieder; auch sie hätte ja gern den Aufenthalt ihrer Freundin gewußt und vielleicht war des Kammerherrn Besuch ein Mittel, um Licht in der Sache zu gewinnen. —

„Ihnen kann ich nun einmal nichts abschlagen,“ sagte sie mit einem coquetten Ausblicken ihres dunkeln Auges. „So will ich denn versuchen, den hohen Herrn auszuforschen und Ihnen Nachricht ertheilen.“

Der kleine Kammerherr schied höchst befriedigt.

Henriette schlich, nachdem er sich entfernt, im Garten hinter den Taxushecken umher, nach der Gelegenheit spähend, wo sie sich dem Herzoge nahen könnte.

Dieser, am Fenster stehend, laugweilte sich gerade in dem Augenblick und winkte ihr von dort aus. Sie nahte sich schnell mit tiefer Verbeugung und eilte, ihm die eben stattgefundene Unterredung mit etwas verstärkten Farben, seine Neugier zu erregen, mitzutheilen.

„Den Dienst wollen wir dem trostlosen Gatten erzeigen;“ rief er mit ironischem Lächeln. „Er soll seine Euridice haben, aber sich in Acht

uehmen, daß ihr Bild nicht vor seinen Augen zu einem Schatten zerrinne. Sagen Sie ihm, Sie hätten erfahren, daß diese Nacht um zwölf Uhr im Garten zu Etupes, in der großen Jasminlaube, eine verschleierte Dame den Herzog erwarten würde, und rathen Sie ihm, diese zu rauben, aber mit Vorsicht zu rauben. Er kann ja eine Postkutsche in der Nähe haben, und zwei Diener mitnehmen, welche ihr ein Tuch in den Mund stopfen und sie in den Wagen tragen; dann jagen die Pferde wie toll mit ihr davon und erst auf der nächsten Station befreit er seine Gefangene von der Fessel ihres Mundes, im Fall sie dann nicht zu schreien noch zu rufen gelobt. Ich dünkte, das Abenteuer könnte ihm gefallen, besonders, wenn er sich meinen Verdruß, die Laube leer zu finden, recht lebhaft ausmalt; ich werde mich indessen durch seine Satisfaction für das fehlgeschlagene Rendezvous zu entschädigen wissen.“

Er rieb sich lachend die Hände und sie war entlassen.

Henriette fühlte sich ein wenig enttäuscht. Sie hatte gar nichts erfahren, was sie befriedigte und dagegen einen Auftrag erhalten, dessen sie sich

nur ungern entledigte; denn sie fürchtete, daß es auf eine Mystification hinauslaufe, und es schmeichelte ihrer Eitelkeit sehr wenig, hierbei als die gleichfalls Betrogene auftreten zu sollen; auch dauerte sie fast der kleine Kammerherr.

Indessen — einem großen Herrn gegenüber, hatte sie in ihrer Stellung keinen Einwand zu machen; da hieß es, sich beifällig verneigen und den hohen Auftrag ausführen.

Sie suchte also einen Boten, schrieb die nöthigen Anweisungen nieder und sandte den Brief an den Betheiligten ab.

Wie die Sache nun ablaufen werde, war sie zu erfahren neugierig, und den ganzen Tag über sann sie hin und her, wie sie es anfangen könne, um als Augenzeugin dabei aufzutreten. Als der Abend kam, stieg ihre Unruhe. Sobald die Prinzessin sich zur Ruhe begeben, war sie frei. Gewöhnlich zog sich diese, ihrer Kränklichkeit halber, früh zurück; doch legte die Gegenwart des Herzogs ihr hierin jetzt einigen Zwang auf. Stupes lag eine Stunde von Montbéliard entfernt. Mit steigender Ungeduld sah sie die Stunden vorrücken,

bangend, es möchte ihr schließlich nicht vergönnt sein, im richtigen Momente einzutreffen.

Ein Wagen war von ihr bestellt worden; mit dem Schlage zehn hielt er an der Schloßpforte, eine der Dienerinnen hatte sie zu ihrer Begleitung gewonnen; allein die elfte Stunde kam heran, bevor Henriette ihn besteigen konnte. Sie bot dem Kutscher ein angemessenes Trinkgeld, wenn er mit ihr über Stock und Stein jage, und dies Versprechen that seine Wirkung, in unglaublich kurzer Zeit erreichte sie den Ort, wo sie anhalten wollte, um dann auf einem schmalen Fußpfade ihrem Ziele zuzuschleichen. Sie kannte den Garten ganz genau, jeder Baum und jeder Strauch war ihr hier bekannt, dies kam ihrer Wanderung bei der herrschenden Dunkelheit zu Statten.

Sie war von Natur nicht furchtsam; aber die Einsamkeit, die Stille der Nacht, verursachten ihr ein eigenthümliches Bangen, das Flüstern der Bäume nahm sie für Menschenstimmen, ihre eigenen Tritte für die von fremden Personen, und horchend blieb sie oftmals stehen, den Fuß, wie zur Flucht, erhoben.

Die Zeit verstrich, endlich kam sie der Jasmin-

laube näher, und suchte von hinten durch die Blätterwand hinein zu schauen. Vielleicht war sie schon zu spät gekommen. Nichts regte sich im Innern, sie selbst wagte nicht die leiseste Bewegung zu machen. Endlich schien es ihr, als entdecke sie eine weiße Gestalt auf der ihr gegenüber befindlichen Bank. Mehr und mehr gewöhnte sich ihr Auge jetzt an die Dunkelheit des Ortes; so sah sie denn endlich ganz deutlich die Umrisse einer weiblichen Kleidung und einen lang wallenden Schleier.

„Franziska!“ jauchzte ihr Herz auf und fast hätte ihr Mund den theuren Namen laut nachgesprochen; allein sie faßte sich noch schnell genug. Ja, das war sie, das mußte sie sein; und sie durfte nicht hineilen, sie an ihre Brust zu schließen!

Aber wie sollte sie sich nun das Betragen des Herzogs deuten? War er, der als so unbeständig Verhrieene, bereits ihrer schönen Freundin so überdrüssig geworden, um sie gutwillig in die Hände des Gatten ausliefern zu wollen? Und sie selbst hatte nun dazu beigetragen, der Theuren diese holde Freiheit, der sie gewiß so froh gewesen, rauben zu helfen?

Sie stand schon auf dem Punkte, ihr Alles zu entdecken. Da entstand ein Geräusch, wie von Männerritten, die weiße Gestalt erhob sich, man wußte nicht, ob deren Nahen zu erwarten, oder zu fliehen; ein paar starke Arme umfingen sie, eine helfende Hand verwehrte ihr jeden Laut, und einen Moment darauf war sie in der Dunkelheit dem Auge der Lauschenden entschwunden.

„Franziska!“ rief Friederike und eilte ihr nach. Doch vergeblich war ihr Bemühen, sie einzuholen. Die Räuber mußten einen nicht von ihr gesuchten Pfad gewählt haben; denn sie blieben ihr unerreichbar. Vergebens eilte sie an den Eingang des Schlosses und an alle Pforten, sie fand von der Gesuchten nirgend eine Spur.

Trostlos bestieg sie endlich, von Selbstwürfen gepeinigt, den Wagen und kehrte niedergeschlagen nach Montbéliard zurück. Die Abreise des Herzogs war auf den folgenden Tag anberaumt und sie konnte sich des Verdachtes nicht entschlagen, dieser habe es unbequem gefunden, für ihre Freundin hier ferner Sorge zu tragen.

Verstimmt erwachte sie am folgenden Morgen. Der Herzog gab Abschiedsaudienzen, sie durfte ihn



noch zu sehen nicht mehr hoffen. Um Mittag waren seine Wagen bestellt. Als er seinem Bruder und dessen Familie Lebewohl gewünscht, und darauf ihrer im Vorzimmer ansichtig wurde, sagte er im Vorbeigehen: „Adieu!“ und in seinem Auge stand dabei geschrieben, er sei mit dem gehabt'n Spaß zufrieden gewesen.

Aber diese allerhöchste Zufriedenheit, welche sie zu jeder andern Zeit mit Entzücken erfüllt haben würde, ließ sie heute nicht nur kalt; sondern verdroß sie sogar. Sie eilte in ihr Zimmer, verschloß die Thüre, warf sich auf ihr Bett und machte ihrer Verstimmung durch Thränen Luft. Darüber entschlief sie.

Es mochten mehrere Stunden entflohen sein, als es klopfte. Es klopfte nochmals und lauter. Sie hörte das im halben Traume und beantwortete es im Traume. Endlich vernahm sie auch ihren Namen. Vielleicht verlangte gar die Hoheit nach ihr. Sie sprang auf, rieb sich die Augen und schüttelte ihre Kleider; dann rief sie: „Ich komme!“ und schloß die Thüre auf.

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie den kleinen Kammerherrn sich gegenüber erblickte. Bleich,

mit verzerrten Zügen und funkelnden Augen trat er vor sie hin.

„Falsche, betrügerische Kaze!“ redete er sie an. „Ausgestrichen sei Ihr Name aus meinem Gedächtnisse! Mein Haus betreten Sie nie mehr, meiner Familie gehören Sie nicht ferner an! Wenig fehlte, so hätten Sie mich zu einem Missethäter — zu einem Mörder gemacht.“

„Wie! Sie haben sich doch nicht an ihr veründigt? Wo ist sie? Was haben Sie mit ihr gemacht?“ rief Henriette außer sich.

„Ihr? Als ob Sie nicht wüßten, es sei hier von keiner Ihr die Rede! O! Sie drei Mal Falsche!“

„Selber falsch! Ich habe es ja mit diesen Augen gesehen, wie Sie sie entführt haben! Also wo ist sie?“ rief Henriette ungeduldig.

„Das sieht Ihnen ähnlich!“ sagte er spöttisch. „Weib! Erdrosseln könnte ich Dich, daß Du mich so zum Gespötte gemacht hast, diesen großen schweren Bäckergeßellen drei Stunden weit zu entführen und die Pferde hin und zurück theuer zu bezahlen. Wenn ich den Nichtswürdigen meiner Wuth geopfert hätte, so trügest Du die Schuld!“

„Ein Bäckergefelle, es war also nicht Franziska. Es war ein verkleideter Mann? ha, ha!“ Und sie warf sich auf einen Stuhl und hielt sich die Seiten. Der kleine Kammerherr knirschte mit den Zähnen. „Warum lachen Sie nicht auch?“ rief sie. „So hat der Herzog uns Beide angeführt. Möge sie das trösten!“

„Mich trösten? Ja, wenn ich Sie erwürgen könnte! Mich kann nur Rache trösten!“ Er rannte wüthend fort und Henriette sah ihm aus dem Fenster nach. Er that ihr dennoch leid.

### Drittes Capitel.

Herzog Karl betrachtet die Bilder seiner Ahnen und wird dabei sehr nachdenklich.

---

Am Geburtstage des Herzogs wurde die Oper Fetonte gegeben. Zomelli stand noch an der Spitze des gebildetsten Orchesters der Welt, Aprili sang, so wie auch Bonani und Cesari. Schubert, der Liederdichter, erwies sich als Organist und Musikdirector thätig. Der Hof erschien in Galla, Tausende von Kerzen brannten, es war eines jener Feste, welche die Sinne berauschen, weil die Kunst dabei als Meisterin auftritt.

Wer würde das Ludwigsburg von damals in dem Ludwigsburg von heute wiederzuerkennen vermögen?

Gras wächst auf seinen Straßen, trotzdem, daß eine Eisenbahn es mit der Hauptstadt des Landes verbindet. Es ist eine Garnison geworden.

Trommelschlag und der Tambour vertreten die Stelle von Jomelli's Musik, eine Revue zeigt den einzigen Luxus an Uniformen und Kleiderpracht, die zum Regimente gehörigen Pferde treten allein dies Pflaster, auf dem keine Equipagen rollen. Stille herrscht, wie wenn das Leben hier schlief.

Und es schläft, jenes Leben, welches Herzog Karl mit dem Zauberstabe seines Willens entstehen ließ, begraben liegt jener Luxus, jener Enthusiasmus für Töne, Lieder und Gesang, für des Tanzes bunte Schwingungen, die der große Bestriß lenkte, für den Reiz des Vergnügens und der Lust, den Jeder durch sein persönliches Mitwirken, durch sein Bemühen, in Kleidung, Sprache und Schönheit des Aeußeren sich dem großen Ganzen anzupassen, zu erhöhen sich bestrebte; — begraben liegt das Alles!

Unser Zeitalter ist nicht das des Enthusiasmus, das Schöne allein reizt nicht mehr, die Kultur des Menschengeistes ist zu einem Ueberfluß, zu einer Nebensache geworden; das Nützliche geht diesem voran, das Talent ist eine Waare, nach dem was es einbringt, berechnet man seine Größe.

Die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts

gehörte dem Streben nach einem idealen Glück, und der suchende Blick wandte sich dabei den Wolken zu; das jetzige findet uns mit dem Auge auf der Erde, Kinder des Staubes, beschäftigt mit Dingen, die gleich uns zu Staub werden.

So blickt man denn zurück in eine Welt von Wundern, wenn uns die Feste, die Menschen, die Höfe, die Sitten geschildert werden, welche wie bunte Arabesken durch den siebenjährigen Krieg, wie den der bairischen Erbfolge, in Europa gefeiert wurden.

Es war zugleich die Zeit, wo die Fürsten nicht nur Mäcene der Künste, wo sie auch ausübende Künstler sein wollten. Da blies der große Friedrich in Sanssouci seine Flöte, da strich Kurfürst Maximilian von Baiern sein Violoncelle, da dichtete und sang Maria Antonia in Dresden; da spielten sie, wenn sie sich besuchten, Comödie, und machten gemeinsam Musik. Und trotz dieses Dilettantismus unter den Fürsten von Gottes Gnaden und ihrem Haschen nach talentvollen Leuten, welche ihre Begabung nicht minder von der Gnade Gottes erhalten hatten; trotz ihrer Bewunderung für alle Zweige ausübender Kunst,

behandelten sie den Künstler an ihren Höfen wie eine andere Sorte von Bedienten, verwiesen jene, die sie gelehrt hatten, wie zu singen, wie zu spielen, wie zu dichten, an die Tafeln zu ihren Domestiken und redeten sie mit Er an.

Wunderbarer Wirrwarr in den Köpfen! Eine Art Rococco der Ideen, das uns unbegreiflich scheint! — Das Genie von Gottes Gnaden und die Fürsten von Gottes Gnaden, Einer den Andern suchend und seiner bedürftend, das Genie die Protection, die Fürsten den Schmuck der schönen Künste zum Schmucke ihres Lebens, und doch kein Nebeneinander und keine Verständigung! —

Es war Mode, die schönen Künste zu lieben, und wer hätte sich dem eisernen Zepter dieser Tyraunnei nicht unterwerfen wollen?

Es wimmelte in Ludwigsburg von Sängern, Musikern, Dichtern, Malern, talentvollen Männern aller Art und es gehörte zum guten Tone, sie bei sich zu sehen, von ihnen zu lernen, sie zu protegiren. Letzteres war besonders das Vorrecht schöner Damen.

Nach allen Seiten hin gewahrte man das Bestreben, sich zu bilden. Wieland's Werke,

erst kürzlich erschienen, wurden von Hofleuten, Soldaten, Gelehrten und Bürgern gekauft. Klopstock, Bodmer, Ossian, ja sogar Shakespeare hatten ihre Bewunderer. Professor Haug versammelte bei sich vornehme Personen vom Militair, um sie mit den neuesten deutschen Schriften bekannt zu machen, und feuerte die jungen Cavaliere des Hofes zu Ausarbeitungen an. Man dachte daran, eine Lesegesellschaft zu gründen, um auf die Weise leichter zur Kenntniß guter Bücher zu kommen. Man lebte geistig vorwärts und strebte nach Einsicht und Erkenntniß.

a Schubert's eigentliches Amt war Organist zu sein, allein seine Talente machten ihn bald zum Mann der Mode, er legte Kragen, Rock und Mantel ab, und zog mit dem bordirten Kleide, dem Treffenhut und Degen den Hofmann an. Die vornehmen Damen wollten bei ihm den Flügel spielen lernen, und dabei kam es denn zu allerlei interessanten Beziehungen, die ihn seinem einfach bürgerlichen Leben entfremdeten.

Das Feld der Moral war in dieser Gesellschaft ein weites, jeder glaubte sich berechtigt, den vollen Becher an die Lippen zu setzen und der



Freude zu huldigen. Man ging in die Kirche und hörte an Wochentagen Vorträge über Geschichte und Aesthetik an; man schwärmte, phantasirte, träumte; die Nacht ward zum Tage, der Tag zur Nacht und das Leben zu einem Rausche. Erlaubt ist, was gefällt: nannte sich ihr Sittengesetz.

Diesen Geist hatte Herzog Karl heraufbeschworen; allein er sah dem bunten Treiben schon selbst nicht mehr mit ganzer Lust zu; was dem Jüngling reizvoll erschienen, ließ den Mann kalt.

Was nun weiter? hätte er fragen mögen; denn steigern konnte sich dieser Luxus, dieser Glanz, dieses bunte, tolle Durcheinander in keiner Weise mehr, und wo er nicht schaffen, nicht gestalten, nicht mit einem „Werde“ seine Titanenkraft zu erproben im Stande war, da sah er nur Stillstand, Langeweile, Ueberdruß und Ekel.

In dieser Laune hatte er Ludwigsburg betreten, um seinen allerhöchsten Geburtstag feiern zu lassen.

Der Abend dämmerte. Er trat aus seinen Gemächern in die lange Gallerie hinaus, welche auf beiden Seiten lebensgroße Bilder seiner Ahnen zieren. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt,

schritt er gedankenvoll von einem zum andern, und schien vor jedem seinen besonderen Betrachtungen nachzuhängen.

Eberhard Ludwig, der Erbauer des Schlosses, eröffnete die Reihe. Von mittler Größe, etwas dick, doch wohlgestaltet, ein vortrefflicher Reiter und Tänzer, im Umgang angenehm, freundlich, herablassend, prachtliebend und freigebig, tapfer und großmüthig, ein gutmüthiger Mann, und doch der schlimmsten Fürsten Einer, welcher seinem Lande Wunden geschlagen, die noch bluteten.

Ein guter Mensch sein und dennoch ein so schlimmer Fürst, — wie ließe sich dies reimen?

Nur dadurch, daß das Herz den Eingebungen der Leidenschaften unterthan, und diese, durch die Sinne erregt, Befriedigung suchten, wo die Vernunft verdamnte.

Ein guter Mensch und doch ein schlimmer Fürst.

Herzog Karl trat von diesem zu seinem Nachbarn hin, zu seinem Vater, welcher als Katholik den Thron bestiegen. Vier Jahre nur hatte er das Regiment geführt, als ein plötzlicher Tod ihn seiner Familie raubte. Von diesem plötzlichen

Tode lebten noch Nachklänge in seiner Seele. Seltsame Gerüchte gingen davon im Volke umher; er entsann sich wohl, was mit halben Worten an des Knaben Ohr gedrungen, welcher eigenthümliche Schauer durch seine Seele gezogen, als er zum ersten Male das Gemach betreten, wo sein Vater seine Seele ausgehaucht. In diesem Flügel des Schlosses lag es; wenige Schritte hätten ihn dahin getragen; allein er betrat es nicht gern.

Regte sich da nicht etwas? — Er blickte umher. Eine Maus mußte ihren Weg in diese einsame Gallerie gefunden haben.

Er kehrte zu seinem Gedankengange zurück.

Dort seinem Vater gegenüber hing das Bild seiner schönen prächtigen Mutter, einer Prinzessin von Thurn und Taxis, katholischen Glaubens, mit schwarzen Gluthaugen, ehrgeizig bis ins Herz hinein, Leidenschaft in jedem Zuge. Sie hatte ihn an den Hof Friedrich des Großen geführt, ihn auf dem Wege dahin mit dessen Nichte, Wilhelmine von Baireuth verlobt, und war zurückgekehrt, um im Namen des Knaben zu regieren.

Regieren! Entsetzliches Wort, wenn es Fa-

milienbeziehungen droht, wo es stärker noch verneint, als beim fürchterlichen Mein und Dein des Besitzes.

Der Knabe Karl kehrte zurück, vom Kaiser Karl mündig erklärt, und stand seiner stolzen Mutter als ihr Gebieter gegenüber.

Sie hatte in ihm das Werkzeug ihres Ehrgeizes geliebt, jetzt trat er diesem Ehrgeize entgegen und ihre Liebe verkehrte sich in Haß. In dieser Gallerie hatte sie ein Pistol auf ihn gerichtet; die Mutter auf ihren erstgeborenen Sohn.

Noch jetzt fühlte Herzog Karl ein Zusammenziehen seines Herzens beim Wiedererwachen dieser Erinnerung, und sich aufrichtend aus seinen Träumereien, bewegte er, wie abwehrend, sein Haupt.

Und was war aus dieser Mutter geworden? — Sie lebte, lebte verbannt von seinem Angesichte, auf einem einsam gelegenen Schlosse, ohne Beziehung zu ihren Kindern und der Welt. —

So war denn der Knabe Karl sich selbst überlassen geblieben, und hatte nicht über sich, nicht neben sich eine Stimme vernommen, welche seinen jugendlichen Uebermuth gezügelt.

Vor seinem zwanzigsten Jahre schon Herrscher

sein, ist gefährlich, wenn man nur „Creaturen“ um sich sieht.

Fast fünfundzwanzig Jahre lang hatte er jetzt als regierender Fürst einer Anbetung genossen, welche den Sterblichen zu einem Gotte erhob, und ihn sein Volk wie Sklaven, wie eine ihm zugehörende Heerde betrachten lassen wollte, die er nach seinem Willen lenken dürfte. Auch darin lag ein Alleinsehen, eine Vereinsamung, die sich endlich rächte. Herzog Karl war es überdrüssig, ein Gott zu sein; und wenn er auch keine Neigung empfand, wie Kaiser Karl V. das Grab unter Mönchen zu suchen; wenn sein Trieb, zu schaffen und thätig zu sein, auch noch zu mächtig sich regte, um das Ruhen in kühler Erde zu begehren, so sehnte er sich dagegen, aus diesem Zustande herauszukommen, sehnte er sich, ein Mensch zu werden, mit Menschen zu leben, ihre Mühen, Sorgen und Arbeiten zu theilen.

Das schwerste Studium ist die Selbsterkenntniß. — Wir wollen daher nicht sagen, daß er klar das ihm Fehlende erkannte, noch den ihm offen liegenden Weg zu einer Veränderung und Verbesserung seiner Lage vor sich sah; nur Miß-

behagen empfand er und Sehnsucht, das, was seinem Wohlbefinden hinderlich war, von sich abzuschütteln.

Es mußte anders werden, das stand klar vor seiner Seele, ohne daß er das Wie? zu finden wußte.

Von der Betrachtung der Bilder seiner Vorfahren kehrte er daher zu sich selbst zurück; an das Vergangene knüpfte sich die Gegenwart, und in den düstersten Farben stellte diese sich ihm dar.

Das Land unzufrieden, der Kaiser als Schiedsrichter aufgerufen, die Welt von der Empörung seiner Stände unterrichtet, er selbst zum Nachgeben gezwungen. Wie empfindlich war dies Alles für seinen stolzen Sinn!

Er haßte jetzt die Männer, welche ihm bei seiner eigenmächtigen Regierung die Hand geboten, er sah es ein, daß sie nur ihrem Eigennutze dabei dienen wollten und sein Bestes nie im Sinne getragen. Der geistreiche Monmartin, der geschmeidige Kiege flößten ihm Verachtung ein. Sie waren entfernt. Wittleder, sein böser Genius, hatte das Land verlassen müssen.

Einen Freund hätte er sich in dieser Stunde

gewünscht, einen Mann, der eine wahre Ueberzeugung vor ihm ausgesprochen, der seiner Achtung werth gewesen, dem er hätte vertrauen dürfen!

Er kehrte in seine Gemächer zurück, wo man indessen die Kerzen angezündet. Der Geheimrath Bühler, meldete man ihm, warte seiner im Vorzimmer. Nie war ihm dieser so willkommen gewesen, ja er sah gleichsam einen Wink der Vorsehung darin, daß dieser gerade jetzt, grade in dieser Stimmung vor ihn zu kommen begehrte.

Herzlich reichte er ihm die Hand, eine Art, den Unterthan willkommen zu heißen, zu der er sich gewöhnlich nicht herabließ; denn er drückte damit eine Empfindung des Wohlwollens aus, die wohl der Mensch dem Menschen, nicht aber der Fürst seinem Knechte, den er mit Er anredet, entgegenbringen darf.

„Setze Er sich, mein lieber Bühler!“ nahm Herzog Karl das Wort und deutete auf ein Tabouret in seiner Nähe, während er selbst in einem hohen Armstuhl bequem zurückgelehnt saß. „Es ist mir lieb, Ihn zu sehen. Ich entsinne mich jetzt, daß ich Ihm gesagt, mir gleich nach meiner Ankunft hier aufzuwarten; allein die tolle Wirth-

schaft im Schlosse hätte mich dies fast vergessen lassen. Was bringt Er mir Neues mit aus Stuttgart? Was sagt man dort von mir? Nicht wahr, es herrscht ein heimlicher Jubel, daß mir jetzt die Hände gebunden sind?"

„Wäre das der Fall, Durchlaucht, so würde man vor mir solche Gefinnung laut werden zu lassen, nicht wagen. Was ich höre, ist: daß man jetzt die besten Erwartungen hegt, die Finanzen besser verwaltet und die Industrie sich heben zu sehen. Außerdem ist man der Ansicht, daß rauschende Vergnügungen mit vorrückenden Jahren immer weniger dem Geschmacke Ihrer Durchlaucht zusagen werden.“

„Da hat man Recht, Bühler; vollkommen Recht,“ fiel lebhaft der Herzog ein. „Ich bin zu alt für solchen Tand. Wäre mir ein Familienleben zu führen vergönnt, so ließe ich schon heute den ganzen Kram abbestellen. Allein mein Leben ist zu einsam ohne diese Aushülfe von Lustbarkeiten. Selbst musiciren, selbst malen, selbst ein Virtuose sein, das ist mir nicht gegeben. Man hat mich die Flöte zu blasen nicht gelehrt, und was der Knabe nicht verstand, lernt der Mann



nicht mehr. Was also mit meiner Zeit anfangen? Tanzen? Komödie spielen? Wurzelbäume schlagen? Er weiß nicht, was das ist, Bühler, einen langen Tag vor sich haben, und ihn mit nichts ausfüllen können, das befriedigt; denn Er hat ein Weib, hat Kinder, hat Geschäfte. Ich habe nichts. Hätte ich mich von meiner hochmüthigen Gemahlin scheiden lassen, als es noch Zeit dazu war, und damals eine andere gefreit, so bliebe mir in meiner Familie genug zu thun, um eine Stunde der Erholung zu wünschen. Allein ich habe den rechten Moment dazu veräußt, und nun ist es zu spät damit geworden.“

„Warum zu spät? Durchlaucht sind in ihren besten Jahren.“

„Zu spät, um meine eheliche Hälfte zu einer Trennung von mir geneigt zu finden, mein lieber Bühler. Ihr Zorn gegen mich ist lange veräußt, sie käme am Ende zu uns zurück, sobald ich einen Schritt in der Sache thäte, und diese Versöhnung wäre mir gar ungelegen, um keinen Preis möchte ich in meinem Alter der ergebenste Diener einer hochmüthigen Prinzessin von Preußen sein und mir den großen Dunkel Fritz bei jedem

Bissen mit in den Mund werfen lassen. Das fehlte mir noch! Was ich als Jüngling nicht habe ertragen mögen, sollte ich als Mann auf mich nehmen? Nein, lieber Bühler, daraus wird in meinem ganzen Leben nichts.“

„Ja, wenn das zu befürchten steht! — Ich glaubte, die Herzogin würde nicht minder gern ihre Freiheit annehmen, wie Durchlaucht sie für sich wünschen müssen, und das Land hätte dann das Vergnügen, seinen Fürsten im Familienkreise glücklich zu sehen, eine Hoffnung, auf die es nur ungern verzichtet.“

„Mein Bruder in Mömpelgard hat Kinder genug, und erzieht sie überdem in der protestantischen Religion; somit ist für die Erbfolge nach Wunsch gesorgt. Er ist ein glücklicher Mann! — Nichts fehlt zu seiner Zufriedenheit. Seine Gemahlin betet ihn an, seine Kinder lieben ihn, persönlichen Ehrgeiz konnte er, als jüngerer Sohn unseres Hauses, nicht kennen, und in Bezug auf seine Töchter werden seine kühnsten Hoffnungen durch glänzende Verbindungen übertroffen. Somit ist er nach allen Seiten hin zufrieden gestellt, und das spricht sich in dem Ton des Hauses aus,

jedes Gesicht scheint dort zu lachen. Es hat mir recht wohlgethan, in der heitern Umgebung von allen Verdrießlichkeiten meines Lebens auszuruhen. Es ist auch überhaupt ein heiteres Völkchen, diese Mompelgarder, und gut gefinnt dabei. So wie ich über die Grenze kam, sah ich saure Mienen. Meine Schwaben sind kein fröhliches Volk. — Und nun erst gar die langen Gesichter der Hofleute, denen ich viel zu lange entfernt geblieben war, die an meiner Tafel hatten schmausen, in meinen Revieren jagen, mit meinem Gelde prassen wollen. In Jedes Auge lag schon ein Begehren ausgedrückt, das er mir bei der ersten schicklichen Gelegenheit anzubringen sich vorgenommen. Ich möchte einmal in Ruhe gelassen sein, Bühler! Mehr als Alles aber fürchte ich die Frauen, welche auf verjährte Vertraulichkeiten pochen, längst verklungene Gefühle auf's Neue anzufachen sich bemühen! Ich weiß, daß nicht Liebe, nur Eitelkeit, dies Spiel der Blicke, dies Liebe versprechende Lächeln erzeugt, ich weiß, daß nur der Fürst, nicht der Mann, ihrem Herzen etwas gilt, so bin ich denn auch von dieser Seite her arm geblieben.“

„Doch wohl nur, weil Durchlaucht; Ihre

Freiheit zu sichern, sich von keiner Neigung beherrschen lassen wollten und darum eine Maitresse en titre verschmähten.“

„Eine zweite Grävenitz! Freilich, Bühler, dies Aergerniß wollte ich dem Lande nicht, und mehr noch, mir selbst nicht geben; denn keine von Allen, mit denen ich eine kurze Bekanntschaft gepflogen, suchte bei mir etwas Anderes, als die Zeit, während sie in Gunst stand, zu verwerthen, sich mit Kleidern, Ketten, Schmuck auszustatten und ein paar Bettern eine Anstellung zu verschaffen. Sehr bald durchschaute ich diesen Sinn und ließ sie laufen. Mit den wenigen bei mir geernteten Thalern machten sie dann schnell eine gute Partie. Dies die Geschichte meiner sämtlichen Liebesverhältnisse.“

„Bis jetzt!“ fügte der Geheimrath hinzu.

Der Herzog lachte.

„Ich sehe Ihnen also wohl aus wie ein Mann, der auf halbem Wege stehen geblieben ist?“ fragte er, ihn mit seinen klugen, blauen Augen messend.

„Man muß den Abend nicht am Tage schon tadeln,“ gab dieser zurück.

„Nun aber zu etwas Ernsterem. Wie geht es mit meinem Bau in Hohenheim? Sind die Leute fleißig?“

Der Geheimrath berichtete darauf alle kleinen Vorkommnisse, legte die Rechnungen vor, welche bald hier, bald da den angegebenen Preis überschritten, und machte den Herzog auf manche kleine in der ursprünglichen Anlage des Gebäudes vorzunehmende Veränderungen aufmerksam. Mit lebhaftem Interesse ging dieser auf Alles ein, erwog das Für und Wider und war ganz bei der Sache. Sichtlich erheitert durch dies ernste Gespräch, das ihn nicht nur völlig in Anspruch genommen, sondern auch den Nachhall, wie von einem nützlichen Geschäfte, in seiner Seele zurückließ, erhob dieser sich endlich und gab das Zeichen zur Entlassung.

„Da hätte ich bald vergessen, Ihn zu fragen, wie es mit seiner kleinen Gefangenen geht?“ sagte er nachträglich. „Gefällt es ihr dort oben? Findet Sie es nicht zu einsam?“

„Sie ist sehr glücklich, Durchlaucht, und ganz von Dank durchdrungen, daß Sie die Schuld ihres

Vaters gedeckt. Sie sagte mir, daß sie jeden Abend für Dero hohes Wohl bete.“

„Die kleine Unschuld!“ rief der Herzog lachend; aber man hörte dem Tone an, daß er aus einem gerührten Herzen kam. „Ich habe für weit mehr oft viel weniger Dank erhalten, mein guter Bühler! Die Klage ist anhängig gemacht, sobald die Scheidung erfolgt ist, soll sie erfahren, wer ich bin. Bis dahin mag sie in Wäldern und Feldern promeniren.“

„Sie hat einen sehr einfachen Sinn, Durchlaucht. Ich begreife nicht, wie es der Herr von Leutrum angefangen, mit einer solchen Frau nicht auszukommen, die gut ist, wie ein Kind.“

„Aber auch wahr, wie ein Kind!“ sagte der Herzog mit ironischem Lächeln. „Sie heuchelt nicht, sie macht keine Taubenaugen, wo ihr Herz nicht liebt. Das ist ihr Fehler. — Apropos! Um ihr eine kleine Veränderung zu machen, könnte die Geheimrätthin sie mit auf die Redoute bringen. Mache Er ihr den Vorschlag!“

Der Geheimrath verneigte sich bejahend.

## Viertes Capitel.

*Franziska besucht die Redoute in Ludwigsburg.*

Es war für Franziska ein höchst peinliches Geschäft gewesen, ihren Eltern die Mittheilung machen zu müssen, daß sie Herrn von Leutrum verlassen und auf eine Scheidung von ihm angetragen habe. Unter vielen Thränen hatte sie dies Schreiben zu Stande gebracht. Sie mußte dabei auf alle von ihrem Gatten erfahrene Unbill, welche sie den Ihrigen bis dahin zum Theil verheimlicht, zurückkommen, und dieses Nachempfinden aller schmerzlichen Stunden ihres Lebens stimmte sie mehrere Tage lang traurig.

Ein solches Zurückgehen in die nächste Vergangenheit führt zu einer Prüfung der Seelenzustände, welche fast immer von kleinen Selbstwürfen begleitet wird. Wie lauter auch das Herz sei, immer noch hat es seine kleinen Winkel mit

Nebengedanken und heimlichen Beweggründen, welche es nicht kund gegeben. Diese leise flüsternden Stimmen, welche man im Momente der Aufregung, der Leidenschaft, eines heftigen Wunsches, so gern überhört, erwachen nicht nur in stiller Nacht, sondern auch bei der Sammlung eines Injischschauens, und wurden bei Franziska die Veranlassung zu vielen guten Entschlüssen und Gelübden für die Zukunft. Durch diese Vorsätze gestärkt, trocknete sie endlich ihre Thränen und sandte den Brief auf die Post, — diesen wichtigen Brief, den sie mit kindlichem Zagen den Ort seiner Bestimmung in ihren Gedanken erreichen sah.

Sie zählte die Tage, die Stunden, die Minuten, bis eine Antwort erfolgen konnte; allein ihre Rechnung hatte sie gar manches Mal schon betrogen, bis endlich, endlich ein ganz kleines Briefchen, von der Hand ihrer Mutter, für sie einlief.

Schon das war eine bittere Enttäuschung. Ihr Vater, als der Gewandtere mit der Feder — eine Kunst, welche damals noch durchaus nicht gangbar war — übernahm nur dann eine Correspondenz nicht, wenn er Jemand des an ihn zu



richtenden Wortes für unwürdig hielt. — Es war also klar, daß er ihr grobste, und zagend, nicht freudig, erbrach sie das Siegel.

Der Brief lautete :

„Herzliebstes Franzerl!

Deine Fatalitäten mit dem Centrum waren mir und Deinem Vater, welcher Dich herzlich grüßen läßt, höchst sensible, wie Du Dir selbstest leichtlich vorstellen können; allein was geschehen ist, ist nicht mehr zu redressiren; was uns noch einigermaßen consolirt, ist, daß Ihre Durchlaucht, der Herr Herzog, Dir, wie Du schreibst, so viele Gnadenbezeugungen erweist; überhebe Dich aber deswegen nicht, so wird auch die Vorsicht künftig für Dich sorgen.

Daß Du aber den Centrumischen Capital-Brief uns wieder eingehändigt hast, erkennen wir als eine Marque Deines kindlichen Vertrauens und versichern Dir dafür unsere unaussprechliche Vater- und Mutterliebe.

Hier ist eben auch nichts als Prozeß und Widerwärtigkeiten, und überdem sind alle Früchte, Victualien, hier so theuer, daß auf allen Seiten die Zufuhr gehemmt ist, und man nicht Geld

genug auftreiben kann; Josef in Egypten sind sehr dünn gesäet, und wenn es auch noch hin und wieder welche gäbe, so sind ihnen heut zu Tage die Hände gebunden.

Aber um wieder auf Adelmansfelden zurückzukommen, so ist mir und Deinem Vater, welcher gern sein Leben in Ruhe zubringen möchte, solches ganz entleidet, obgleich er zwar schon viel Geld hineingesteckt und wesentlich ameliorirt hat, wie Du selbstest weißt; und weil Du jezo in der großen Welt bist und Gelegenheit hast, viele Leute zu sehen, so wäre es uns sehr lieb, wenn Du uns könntenst einen guten Käufer zuweisen.

Uebrigens kann ich weiter nichts sagen, als: setze Ihn, der Himmel und Erde gemacht hat, nie völlig aus dem Sinn und sei versichert, daß ich von Herzen sein und bleiben werde

Deine treue Mutter

de Bernerdin

née de Hohenstein. \*)

Adelmansfelden.“

Den Brief hatte das gute Herz ihrer Mutter

---

\*) Copie des Originals.

geschrieben; zwischen den Zeilen jedoch las die Tochter die Sorge der Eltern um ihre Zukunft und die mögliche Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse, zu deren Annehmlichkeit sie in keiner Weise beizutragen im Stande waren. Von diesem Gedanken erfüllt, sprach Frau von Bernerbin von dem Zustande ihrer eigenen Lage und ließ die Tochter ahnen, daß unter ihrem Dache keine Zuflucht für sie sei. Gott vertrauen und auf die Gnade des Herzogs bauen; so lauteten ihre Trostworte, darauf hinaus lief ihr ganzer Rath.

Franziska faltete die schönen weißen Hände über dem wiederholt gelesenen Briefe zusammen und richtete das große blaue Auge mit frommem Vertrauen zum Himmel empor. Dort also wohnte ihr Helfer in der Noth, auf Ihn sollte sie sich stützen in ihren Erden Sorgen, auf Ihn allein bauen.

Sie war arm, ganz arm; sie war an einen Mann verkauft worden, den sie nicht achten noch lieben konnte, sie stand auf dem Punkte, ihre Freiheit wieder zu gewinnen; was aber dann mit dieser Freiheit beginnen?

Jung, schön, ohne Schutz und ohne Geld!

„Gott wird sorgen!“ wiederholte sie sich und

erhob sich, um in der frischen Luft der Kaltfröhenigheit ihres Vaters zu vergeffen. An der Thüre ihres Gemaches trat ihr unerwartet die Geheimrätthin entgegen. Nach einer herzlichen Umarmung zog diese sie hastig mit sich in das Zimmer zurück.

„Es ist keine Minute zu verlieren!“ rief die kleine Frau aufgeregt. „Seine Durchlaucht haben befohlen, Sie abzuholen, theure Baronin, und sie mit mir auf die Redoute nach Ludwigsburg zu bringen. Es ist dort Concert, Feuerwerk, Theater, der Himmel weiß, was Alles, das sollen Sie, um sich zu erholen, mit ansehen.“

Franziska hörte mit Erstaunen diese Nachricht, und bewegte bei dem Berichte sanft verneinend ihr Haupt.

„Ich bin Seiner Durchlaucht von Herzen dankbar, daß Sie meiner gedacht; allein Gebrauch machen kann ich von dieser gütigen Erlaubniß nicht; ich bedarf keiner Erholung.“

„Nicht?“ fragte die Geheimrätthin, wie aus den Wolken fallend.

„Durchaus nicht. Denn ich möchte meinem Gemahle dort nicht, so lange er nämlich noch, nach dem Gesetze, mein Gemahl ist, begegnen.“

„Sie brauchen seine Gegenwart nicht zu fürchten, man würde ihn nicht zulassen.“

„Wenn auch; es giebt doch Möglichkeiten, bei einer solchen Gelegenheit sich einzudrängen, und gerade dazu halte ich Herrn von Centrum völlig fähig. Er möchte mich gewiß gern, wie einen aus dem Käfig ent schlüpften Vogel, einfangen. Doch gesetzt auch, ich wäre vor ihm sicher; so scheint es mir so unpassend, als tactlos, für eine Frau in meiner Lage bei einem solchen Feste des Herzogs zu erscheinen, und leicht möchte es die bösen Zungen den Stab über mich zu brechen berechtigen.“

Die Geheimrätthin sah höchst verlegen aus.

„Ja; aber gehen müssen Sie dennoch,“ sagte sie mit Betouung.

„Ich muß gehen?“ fragte Franziska eben so zurück. „Ich muß?“

„Sie müssen!“ wiederholte die Andere in gleicher Weise. Der Herzog kennt das Wort Nein gar nicht. Wo er gnädig sein will, seine Gnade zurückzuweisen, hieße seinen allerhöchsten Zorn auf sich ziehen. Sie haben noch nicht am Hofe gelebt, und wissen daher nicht, daß man dort nur auf Befehl lacht und nicht ohne Erlaubniß weint.“

„Ich werde aber doch thun können, was ich recht oder unrecht finde? — Ich trage doch erst meinem Gatten Rechenhaft und dann erst dem Fürsten? — Ich werde doch auf einen Ball gehen können, wenn ich dazu aufgelegt bin, und zu Hause bleiben dürfen, wenn ich nicht dazu aufgelegt bin?“

„Alles das können Sie, sobald Seine Durchlaucht nicht schon über Sie bestimmt haben. Seinem Willen gegenüber wird der Ihrige Null.“

„Was kann ihm denn aber daran liegen, mir ein Vergnügen gewähren zu wollen, das kein Vergnügen für mich ist?“

„Gar nichts, als daß es der Einfall eines Augenblickes war, es zu wollen, und nun geschehen muß, was er befohlen hat.“

„Befohlen?“ wiederholte Franziska kopfschüttelnd. „Befohlen?“ — Und leise, leise stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie wohl von einer Dienstbarkeit zu der anderen übergegangen sei, und ihre Freiheit nur ein kurzer Traum gewesen sein könne. „Ich kann Ihnen nicht sagen, liebe Frau Geheimrätthin,“ fuhr sie dann fort, „wie entwürdigend mir dies sollen und müssen klingt, wenn es sich von dem Manne auf die Frau bezieht! —

Vor Gott sollen wir, vor unserer Pflicht müssen wir; aber einem Manne seine eigene Einsicht unterordnen, heißt seinen Menschenrechten entsagen und das Verhältniß der Slavin zu ihrem Besitzer eingehen.“

Die Geheimrätthin lächelte.

„Sie haben hier in der Einsamkeit zu viel über Ihre Lage nachgedacht,“ sagte sie heiter, „dabei aber, wie es scheint, außer Acht gelassen, daß Fürsten keine Menschen, und wenn nicht Götter, mindestens doch Halbgötter sind. Ich bitte Sie, das nie zu vergessen; besonders dem Herzoge gegenüber nie zu vergessen. Er würde es Ihnen sehr übel nehmen, wenn Sie je verriethen, daß er in Ihren Augen ein bloßer Sterblicher sei. Er ist und bleibt Jupiter tonans — seiner Liebenswürdigkeit unbeschadet. — Und nun gestatten Sie, daß auch ich ein wenig despotisch auftrete und ohne Säumen, was Sie an Puz gebrauchen, einpacken helfe; denn wir müssen fort, — in größter Eile fort, sonst zürnen unsere Meister.“

Lachend nahm sie dabei Franziska's Kopf in ihre Hände, küßte sie herzlich auf den rosigen

Mund, und zog sie dann mit fort in die Garderobe. Hier lagen alle Fußartikel zierlich geordnet beisammen, so daß man sie nur in eine Schachtel zu legen hatte und Alles war fertig. Beide stiegen nun ein und plauderten so eifrig, daß sie das Ziel ihrer Fahrt wie im Umsehen erreichten.

Jetzt überfiel Franziska auf's Neue ein heftiges Bangen. Sie schmückte sich, aber mit traurigem Herzen. Ihr war zu Muth, als müsse jeder Blick an ihr haften, jedes Auge sehen, daß eine Scheidungsacte über ihrem Haupte schwebte, und der Grund dazu die körperliche Mißhandlung des Gatten sei. So beschimpft sollte sie nun in diese fremde Versammlung treten.

Sie sagte davor, und dies Zagen verlieh ihrem ganzen Wesen eine kindliche, fast mädchenhafte Schüchternheit, welche ihr unendlich reizend stand.

Sie hatte ihr Hochzeitskleid von Bonit d'Angleterre, ein Geschenk ihres Gatten und das kostbarste Gewand in ihrem Besitze, angelegt, darunter trug sie einen weißseidenen Rock à la Dauphine. Durch ihr reiches blondes Haar, das nur einen



kleinen Anflug von Puder aufnahm, zogen sich große weiße venetianische Perlen; statt der Mirthe, — wie sie sagte; denn Perlen bedeuteten Thränen.

Ihre weiße Haut glänzte wie rosig angehauchter Marmor aus den Spitzen hervor, die schöne Fülle ihrer Formen, voll Rundung, und nirgends das schönste Ebenmaß überschreitend, fiel vortheilhaft auf. Sie trug keinen Schmuck, dies machte ihre Erscheinung nur noch reizvoller.

Die Geheimrätthin betrachtete sie mit innigem Vergnügen. „Ich darf Sie nicht umarmen,“ sagte sie; „denn Sie stehen so duftig, so zart vor mir da, als ob eine Berührung Sie in Nichts vergehen lassen könnte. Wie wird Bühler sich über Sie freuen!“

„Mir ist so beklommen, als ob mir ein Unglück drohe!“ erwiderte Franziska mit einem Seufzer.

„Ja, ein großes Unglück!“ erwiderte die Freundin mit heiterem Spotte. „Alle Köpfe zu verdrehen und als Siegerin auf einem Schlachtfelde gebrochener Herzen dazustehen.“

Franziska lachte.

„Sie wissen ein graufiges Bild von dem Er-

folge meiner Reize zu entwerfen, liebe Freundin!“ sagte sie. „Ach! Und wie wenig liegt mir daran, so Vielen zu gefallen; denn geliebt werden kann man doch nur von dem Einzelnen.“

Die Geheimrätthin sah sie forschend an.

„Und die Liebe eines Einzelnen suchen Sie, begehren Sie, hoffen Sie, -- nicht wahr? Auch wird sie Ihnen nicht fehlen. Nur seien Sie im Voraus darauf gefaßt, daß jede Männerliebe ein Ausdruck von deren Egoismus ist und daß auch bei Liebe um Liebe Sie die Sclavin von dem Willen des Andern werden, den zu beglücken Sie sich opfern.“

„Aber, nicht wahr, man thut das so gerne, wenn man Jemand so recht von Herzen lieb hat;“ sagte Franziska mit Innigkeit.

„Wenigstens — eine — Zeit — lang,“ erwiderte die kleine Frau zögernd, „bis eine Fessel daraus wird, die drückt; denn Fesseln drücken stets, seien die Ketten aus Gold, oder aus Erz geschmiedet, meine Liebe!“

Franziska sah sie befremdet an. Sie hatte geglaubt, daß ihre Freundin sich an der Seite des Geheimrathes vollkommen glücklich fühle, und als

sein geliebtes Weib, mit ihrem Loos zufrieden sei. Die Ehe an sich wie eine Fessel zu betrachten, hatte das Beispiel ihrer Mutter sie nicht gelehrt; und daß die Liebe an sich eine solche sein könne, dazu waren ihre Erfahrungen, sowohl im eigenen Herzen, wie in denen ihrer Mitschwestern, zu gering, um solche Folgerungen zu ziehen.

Man lernt überhaupt ja nur wenig von dem Beispiel Anderer.

Sie brachen nun auf, und verloren sich schnell unter dem Schwarm der Gäste, welche heute das Schloß in Ludwigsburg überfüllten.

Es war große Cour am Hofe gewesen, dieser folgte eine Galla-Tafel, wobei die vielen ausländischen Fürsten und Grafen die Hauptgäste abgaben. Ueberhaupt wimmelte es hier von Fremden. Die Herzöge von Württemberg und Teck hatten zu allen Zeiten diesen den Vorzug vor ihren eigenen Unterthanen zuerkannt und fast alle Bedienungen am Hofe, fast alle Diejenigen, welche unmittelbar die Person des Fürsten umgaben, gehörten nicht nach Schwaben.

Württemberg besaß keinen eigentlichen Adel. Die Edelleute hatten im sechzehnten Jahrhundert

hier ihre Reichsfreiheit bewahrt, und sich dadurch von ihren Standesgenossen anderer Länder geschieden; es waren nun keine Edelleute vorhanden, welchen, ihrer Geburt wegen, die höchsten Bedienungen sowohl am Hofe, wie in den Landescollegien, zukamen; und jene, welche diese Posten bekleideten, waren entweder keine Vasallen der Herzöge, oder auch Fremde; wiederum hatten die Gutsbesitzer keine Stimme auf den Landtagen, — so wenig wie die Prälaten — und das flache Land war eigentlich gar nicht vertreten. \*)

Dieser Eigenthümlichkeit der Adelsverhältnisse gefellte sich nun noch eine bestimmte Vorliebe für das Ausland bei ihren Fürsten hinzu. Schon unter Eberhard Ludwig kamen eine Menge Mecklenburger in das Land, und mit diesen leider jenes Fräulein von Grävenitz, berüchtigten Andenkens, welche als fürstliche Geliebte eine so schmachvolle Rolle gespielt.

Dieser fremde Adel lebte von der Gunst des Fürsten, und buhlte daher darum; — er kam hierher, sein Glück zu machen, war, wie sich von selbst

---

\*) Nicolai.

versteht, ohne Vermögen und durfte mithin kein Mittel, das seinem Zwecke förderlich sein konnte, verschmähen. Er hatte keinen Grundbesitz, auf den er sich, wenn er dem Fürsten mißfiel, zurückziehen konnte; er war nicht mit diesem Boden verwachsen und hatte nicht einmal das Recht hier zu sein, fiel er in Ungnade, so durfte er riskiren, daß man ihn des Landes verweise.

Dieser fremde Adel war daher, aus den genannten Gründen, viel geschmeidiger, wie es jemals der einheimische gewesen sein würde; und darum auch solchen Fürsten, welche unbedingte Unterwürfigkeit verlangten und keinen Widerspruch vertrugen, am willkommensten.

Eine Bande von Schmeichlern und Schmarozern hatte sich auf diese Weise eingenistet, welche auf des Fürsten Rechnung lebten und ihm mit ihrer Münze dafür bezahlten.

Freilich kamen auch noch andere Gründe hinzu, welche der Gesellschaft dieser den Vorzug geben hieß, und dem Fürsten einst das verderbliche Wort: „Meine dummen Schwaben!“ entlockte.

Dem Würtemberger gehen nämlich viele angenehme Eigenschaften, welche zum Schmucke des

gefelligen Lebens dienen, ab. Er ist unbeholfen, sowohl in Rede wie in Ausdruck, er kann für seine Gedanken und Empfindungen nicht leicht das passende Wort finden, er hat weder Sinn für die schönen Künste, noch für die feinen Formen des Umgangs, er betrachtet die Frau als die Dienerin seines Vergnügens, nicht als die sinnige Gefährtin seines Lebens.

Der Geschmack an Frauengesellschaft setzt ein Bedürfniß nach Verfeinerung der Sitten voraus.

Der Mann muß sich vor ihnen Zwang auferlegen, so manches rohe Wort darf seiner Lippe nicht entfliehen, er hat über sich zu wachen, wenn er ihnen gefallen will.

Dem Schwaben ist dies Alles unbequem; darum schafft er sich den häuslichen Heerd nur für die Befriedigung seiner Bedürfnisse, und bringt die Stunden seiner Erholung rauchend und trinkend im Wirthshause zu.

So lebte man dort vor hundert Jahren, so vor zweihundert Jahren, und so lebt man dort noch jetzt. Selbst unser Schiller trank oftmals ein wenig zu viel mit seinen Landsleuten in der Kneipe, und hätte sein Schicksal ihn nicht von

dort weg und dem ernststen strengen Norden zugeführt, so möchte nie jener Schiller aus ihm geworden sein, den die Nation noch heute begeisternd verehrt.

Franziska war keine Würtembergerin und kannte das Land und seine Sitten bis jetzt noch gar nicht; nur der Ruf, der vielzüngige, hatte sie mit dem Glanze dieses Hofes, mit jenen Festen, jenem Luxus, jenem reizvollen Leben bekannt gemacht, das, wie aus den Tausend und Eine Nacht entlehnt, an Farbenglanz zunahm, so wie der Bericht davon von Mund zu Munde fortlief.

Auf welchem Grunde diese Pracht ruhte, das fragte sie nicht. Ueber die Grenze hinaus war davon auch wenig die Rede. Sprach man von den mit Füßen getretenen Gesetzen, den unleidlichen Steuern, der Herrschaft der Willkür, so waren das für sie unverständliche Dinge, und sie ließ dem kein Ohr.

Erst in dem letzten Jahre, wo sie selbst unter herbem Drucke lebte, selbst Ungerechtigkeit erfuhr, und verlassen, der Willkür eines Anderen preisgegeben war, fing sie an, über sociale Verhältnisse

nachzudenken. Ihre eigene Lage führte sie dahin, auch der ihrer Mitmenschen Theilnahme zu schenken; das Herbe, sich in seinem Rechte gekränkt zu finden, fand nun ein Echo in ihrer Seele, die ihr gebotene Lectüre gab ihr die Anweisung zu einer Moral, wie sie das Ideal menschlicher Vollkommenheit begehrte.

Sie hatte demnach, sich selbst unbewußt, an ihrer Bildung gearbeitet, und mehr darin erreicht, als wenn sie die Zeit auf die schönen Künste verwendet hätte, welche wohl dem, der sich mit ihnen beschäftigt, ein Verständniß für diese geben, doch Herz und Verstand ganz unentwickelt lassen können.

Der Geheimrath Bühler saß jetzt hinter ihr und belehrte sie über die Vorgänge des Abends. Sei es Absicht, sei es Zufall; aber er sprach mit ihr stets eingehend über die Lage des Landes, die Personen des Hofes und das Verhältniß des Fürsten zu seinem Volke. Auch konnte er schwerlich eine aufksamere Schülerin finden; denn Franziska hörte ihm mit dem Herzen zu.

Sie bedauerte den Fürsten, welchem die Leiden des Volkes verborgen blieben, sie hätte ihm dessen Wunden aufdecken und ihm diese zu heilen behülflich sein mögen.



Wiederum aber grollte sie den Unterthanen, daß sie, was Großes und Gutes geschah, verkaunten und mit Undank lohten. Zwanzig Herrschaften waren von dem Herzoge im Laufe seiner Regierung erworben worden, und unablässig blieb sein Blick auf eine Erweiterung seiner Grenzen gerichtet. Der Schwabe hatte für diese Dinge kein Verständniß. Klein, wie seine Berge, ist auch der Horizont seiner Anschauungen; er ist zäh, industriell, betriebfam, aber nicht speculativ. Er mag keine Unternehmungen, welche ein Wagniß sind. Sicher und langsam will er seinen Weg wandeln und nach der Väter Weise fortleben. Das Neue, das Fremde schreckt ihn, er mag es nicht und wehrt sich dagegen. Er ist nicht biegsam und eignet sich nicht leicht an, was ihm die Gewohnheit nicht gegeben; darum auch entäußert er sich so gar nicht seines Dialectes, welcher ihn, trotz Schulen und Bildung, vom übrigen Deutschland trennt.

Die Frauen glänzten an diesem Tage in Prachtgewändern und entfalteten so viel Schönheit und Luxus, daß Franziska, ohne jeglichen Schmuck, in ihrem weißen Gewande sich ganz unscheinbar

vorkam. Dennoch folgten ihr aller Augen. Selbst im Theater, wo sie im Schatten ihrer Loge, vom Publikum halb abgewandt, saß, erregte sie die größte Aufmerksamkeit. „Welche Schultern! Welche Arme!“ hörte man die Männerwelt ausrufen. Franziska meinte, als man ihr diesen Beifall hinterbrachte, sie sei nicht gewöhnt, von sich wie von einem Pferde reden zu hören.

Man machte den Herzog auf die schöne Fremde aufmerksam; allein er zuckte gleichgültig die Achseln. Er wußte nur zu wohl, daß er, wenn er sie zu kennen eingesteh, oder sie öffentlich eines Blickes würdige, bei der großen Zahl seiner verlassenen Schönen, welche sich in diesem Kreise befanden und auf ein neues Aufklackern seiner Liebesflamme hofften, die arme Franziska tausend Verfolgungen und Spöttereien Preis gegeben sei, gegen die keine Macht seines sonst hier weit reichenden Armes sie zu schützen im Stande war.

Jeder seiner Blicke wurde von seiner Umgebung aufgefangen und ausgelegt, jedes seiner Worte belauscht. Es ist darum nicht so leicht, ein Fürst zu sein, wie man glauben möchte. Der Eigennuß der Menschen, welche sich an die Ferse

der Mächtigen hängen, läßt die Könige gar leicht eine Menschenverachtung empfinden, die den Tod des Herzens nach sich zieht, und viele unter ihnen haben in ihrer Manneskraft ihr bestes Ich in die Gruft gelegt — ihr Lieben und Leiden mit Anderen für Andere. —

Franziska peinigten die vielen auf sie gerichteten Blicke, und ihr wurde erst wohl zu Muth, als der Domino ihre Gestalt verhüllte, die Maske ihre Züge verbarg.

„Gottlob!“ rief sie erleichtert aus und lehnte sich dabei fester auf den Arm des Geheimraths. „Gottlob! daß diese Angst überstanden ist! In meinem ganzen Leben habe ich mich noch bei keinem Feste in einer so unbehaglichen Stimmung befunden! In welcher traurigen Lage ist eine Frau, wenn sie ihrer natürlichen Beschützer entbehrt, und ohne einen Vater, ohne einen Gatten sich in der Welt zeigen will! — Käme es auf meine Neigung an, so würde es nie mehr geschehen!“

„Was würde nie mehr geschehen?“ fragte eine tiefe Stimme neben ihr, und ein schwarzer Domino legte ihren Arm unter den seinigen.

Der Geheimrath überließ sie sogleich diesem neuen Führer; sie jedoch suchte noch ängstlich ihn festzuhalten und den Andern abzuschütteln. „Ich bitte Sie, verlassen Sie mich nicht!“ flüsterte sie. „Ich kann mit diesem Fremden nicht gehen!“

„Nicht mit Ihrem Jägermann?“ fragte der Herzog, seine natürliche Stimme annehmend, und sich zu ihrem Ohre neigend.

„Das ist Maskenfreiheit!“ bemerkte dagegen der Geheimrath. „Wenn Ihnen Ihr Begleiter lästig wird, so bin ich in Ihrer Nähe.“

„Mir sind ohnehin nur ein paar Minuten vergönnt,“ sagte halbleise der Herzog mit verstellter Stimme; „denn mich schützt leider die Maske nicht, man erkennt mich stets, ich mag mich verkleiden, wie ich will. Weibliche Augen sehen gar scharf!“

„Weibliche Augen?“ wiederholte Franziska, und es war, als ob eine Nadel durch ihr Herz führe.

„Das fällt Ihnen auf? Wozu wäre man Fürst, wenn man dafür nicht ein wenig von den Schönen angebetet würde?“

„Ich verstehe das Alles nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd.

„Ja, da wird es auch wohl am besten sein, es Ihnen weiter nicht zu erklären,“ sagte der Herzog lachend. „Aber wie gefällt Ihnen denn dies Fest?“

„Es ist prächtig, ich bin wie berauscht vom Schauen. Allein, wie schön es auch sei, schöner noch ist es doch in Hohenheim, wenn die Sonne über der Alp aufgeht, oder der Schatten des Abends sich darauf legt. Wie sehr danke ich Durchlaucht für den reizenden Aufenthalt!“

„Aber die Einsamkeit! Ich dachte, Sie würden über Langeweile klagen.“

„Ich? Ich bin ja nicht einsam!“ sagte sie erstaunt. „So?“ fragte der Herzog gedehnt. „Darf ich erfahren, wer Ihnen die Zeit vertreibt.“

„Die Kinder aus dem Dorfe. Sie lieben mich alle schon, und ohne Liebe giebt es doch kein Glück.“

„Aber was machen Sie mit den dummen Dingen?“

„Ich lehre sie etwas, erzähle ihnen Geschichten,

entweder vom lieben Gott oder von guten Kindern, und sage ihnen, wie schön es sei, gut und brav zu sein. Sie hören das so gerne!"

Der Herzog hielt überrascht seine Schritte an. „Bei Gott und allen Heiligen!“ rief er aus. „Ja, so muß man es machen mit meinen Schwaben; sie erziehen!“

In dem Augenblick drängte sich ein weißer Domino zwischen ihn und Franziska und flüsterte in deren Ohr:

„Traue ihm nicht! Er hat schon Manche betrogen; er wird auch Dich betrügen. Seine Liebeschwüre sind Worte. Er betet nur sich selbst an!“

Franziska trat empört einen Augenblick zurück. Sie hätte der ruchlosen Rede Einhalt thun mögen, wenn sie es vermocht hätte. Wer konnte sich unterfangen, in diesem Sinne das Wort an sie zu richten?

Der Herzog folgte der Maske; indessen hatte der Geheimrath sich schnell wieder genahet. „Was ist vorgefallen?“ fragte er verwundert. „Warum verließ Ihr Begleiter Sie so plötzlich und drängte sich so stürmisch durch die Menge?“

„Fragen Sie mich nicht!“ versetzte Franziska mit einem Tone, der wie Weinen klang. „Lassen Sie uns nach Hause zurückkehren, wenn es sein kann. Ich bin zu tief gekränkt, zu schwer beleidigt, um hier noch eine Minute froh sein zu können. Es ist entsetzlich, wofür man mich hält.“

Der Geheimrath drang nicht weiter um eine Aufklärung des Vorfalles in sie. Er suchte seine Gattin, welche den Arm eines Bekannten angenommen hatte, und übergab ihr die Freundin. Diese versuchte sie zu beruhigen.

„Sie sehen, man kennt mich,“ sagte Franziska. „Ich habe es wohl gefürchtet, und die schlimme Auslegung für mein Hiersein ist nun da. Ich schäme mich bis in das tiefste Herz hinein und werde, nach dem, was man mir gesagt hat, nie wieder den Muth haben, Seiner Durchlaucht unter die Augen zu treten; denn wie sehr könnte er mein Benehmen jetzt mißdeuten.“

„Fürchten Sie das nicht,“ erwiderte die Freundin. „Er kennt seine Leute. Es wird Frau von Königseck gewesen sein.“

„Königseck? Wer ist Frau von Königseck?“ fragte Franziska.

„Die schöne Schwester des General von Wimpfen, des stattlichen Mannes, den ich Ihnen im Theater gezeigt. Sie werden die Geschichte, wie er sie dem Herzoge verkauft hat, irgendwo gehört haben.“

„Ach ja, ich entsinne mich,“ sagte Franziska feufzend.

„Nun, diese so stolze als schöne Dame kann es nicht verschmerzen, an diesem Hofe keine Rolle mehr zu spielen und wacht mit eifersüchtigem Blicke über alle neu entstehenden Neigungen des Herzogs. Sie verfolgt jede Dame, welche ihm gefällt. Er kennt das schon. Aber lassen Sie uns hier ein Plätzchen suchen, von wo aus wir unangefochten dem Treiben zusehen können. Der Herzog wird wünschen, daß Sie das Feuerwerk noch mit ansehen, lassen Sie uns also darauf warten, und dann, von Bühler begleitet, nach Hause zurückkehren.“

Franziska fügte sich dieser Anordnung, weil sie mußte. Mit gleichgültigem Auge sah sie den Maskenaufzügen nach, welche in bunter Reihenfolge Wechsel in die Uuterhaltung des Abends brachten. Einige Male wurde sie zum Tanze aufgefordert,



allein ihre Gefährtin wußte sie mit gut gewählten Scherzworten frei zu machen.

„Masken herunter!“ hieß es plötzlich und zugleich strömte Alles den Zimmeru zu, welche die Aussicht auf die Terrasse boten, wo jetzt Raketen hoch in den Himmel hinaufstiegen und Kanonenschüsse das Zeichen gaben, den Namen „Karl Eugen“ in Brillantfarben spielen zu lassen. Ein allgemeines Lebehoch folgte hierauf. Die Geheimrätthin hatte ihre Freundin in eine Fenster-nische gezogen.

„Sie sehen hier nicht gut,“ sprach eine Stimme hinter Franziska, und der Herzog bot ihr dabei, um sie an einen günstigeren Ort zu führen, seinen Arm.

„Um Vergebung, Durchlaucht!“ sagte sie zögernd und mit demüthiger Verneigung, „ich möchte nicht gern hier gesehen werden, und wo Sie sind, da sind Aller Augen.“

Er blieb wie erstarrt stehen.

„So etwas ist mir auch noch nicht vorgekommen!“ rief er dann auflachend. „Zung und schön sein und nicht an meinem Arm gesehen sein

wollen? — Da hört Alles auf! Wissen Sie wohl, meine holde Bräute, daß hier in diesen Sälen keine einzige Dame sich befindet, wie reich, wie schön, wie vornehm sie auch sei, welche Sie nicht um einen solchen Vorzug beneiden würde?“

„Durchlaucht sehen, daß ich dessen gar nicht würdig bin; denn Neid erregen, heißt Mißwollen verdienen, und ich möchte von allen Menschen geliebt sein. Ich fürchte mich vor bösen Blicken und mehr noch vor bösen Worten.“

„Bei meiner fürstlichen Ehre! und ich sollte dagegen keinen Schutz gewähren können? Dann wäre meine herzogliche Krone wahrlich keinen Bazen werth. Sie sollen jetzt erfahren, kleine Frau, was es heißen will, sich meiner allerhöchsten Protection zu erfreuen.“ Damit legte er ihren Arm in den seinen und führte sie in den Tanzsaal zurück.

„Ein Menuet!“ rief er den Musikanten zu, und stellte sich mit seiner Gefährtin an das obere Ende des weiten Gemaches auf. Sogleich reihte sich Paar nach Paar ihnen an, und jedes Gesicht

drückte den Wunsch aus, dem Herzoge es nachzuthun. Franziska warf den weiten sie verhüllenden Domino von sich. Ihre Schönheit trat in diesem Lichterglanz nun doppelt hervor und die ernstesten, gewiegten Bewegungen dieses Tanzes vollführte sie mit einer Grazie, welche ihre Erscheinung doppelt reizvoll erscheinen ließ und alle Damen neben ihr verdunkelte.

Sie war jung, sie tanzte gern, sie fühlte den Zauber der Musik, den Zauber zu gefallen, Bewunderung zu erregen; — sie stand dem Manne gegenüber, dem ihr Herz gehörte, der mit dem Ausdruck stolzen Triumphes ihre Hand hielt und dabei mit der Miene *et tel est mon plaisir* auf sie und auf diese Gesellschaft blickte, welche im nächsten Augenblick schon wie zu einer neuen Sonne an Franziska emporfah. Ein glückliches Lächeln umspielte ihren Mund, ihr Auge strahlte, ihre Brust hob sich; aber so lieblich, so bescheiden sah sie dabei dennoch aus, daß jedes unbefangene Herz ihr gewonnen werden mußte. —

Als der Tanz sein Ende erreichte, führte sie der Herzog, wie zur Abkühlung, noch zweimal

im Saale auf und ab und übergab sie dann vor Aller Augen mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung dem Schutze des Geheimrath Bühler. Mit diesem verschwand sie, während flüsternd von Ohr zu Ohr die Frage ging: wer die schöne Frau sei?

---

## Fünftes Capitel.

Des Herzogs Besuch in Hohenheim. — Franziska bittet  
sich eine Gnade aus.

---

Der Schlummer weniger Stunden, von unruhigen Träumen unterbrochen, und ein tief hängender Himmel mit strömendem Regen ließen Franziska bei ihrem Erwachen die Vorgänge des Abends in einem ganz andern Lichte erblicken. Ihr Triumph kam ihr jetzt wie eine Niederlage vor. Ein beschämendes Gefühl überschlich sie, wenn sie sich vorstellte, wie man ihr Erscheinen bei diesem Feste auslegen könne.

Sie hatte die Nacht in Stuttgart bei ihrer Freundin zugebracht und frühstückte am Morgen darauf mit dieser allein. Die Geheimrätthin war dabei im Gegentheil von ihr in der heitersten Laune und sehr zufrieden mit sich und der ganzen Welt. Als Franziska ihre Bedenlichkeiten aussprach, lachte sie diese hinweg.

„Thue Recht und scheue Niemand!“ rief sie. „Wer so rein da steht, wie Sie, himmlische kleine Frau! darf wahrlich die Västerzungen reden lassen! Der liebe Gott hat Sie gewiß an einem seiner Feiertage und ganz besonders zum Heil des Landes Württemberg geschaffen.“

„Sie schmeicheln mir!“ sagte Franziska kopfschüttelnd; „aber Ihre guten Worte bringen den kleinen Mahner meiner Seele nicht zum Schweigen.“

„Was konnten Sie ändern? Auch gar nichts! Es mußte grade so kommen, wie es kam. Herr der Umstände ist Niemand. Nur benützen kann man sie. Wir hoffen von Ihnen, mein guter Bühler und ich, daß Sie dies aus gutem Herzen thun werden.“

„Ich verstehe Sie nicht;“ versetzte Franziska kopfschüttelnd.

„Auch ist es noch nicht Zeit zu reden,“ sagte die Geheimrätthin überlegend und goß Franziska eine Tasse Kaffee ein. „Am besten auch, es macht sich nach und nach, und während der Zeit lernen Sie unser Vaterland lieben und unsere Zustände kennen.“

„Was soll sich nach und nach machen?“ fragte die Andere und sah sie groß an.

Die Geheimrätthin antwortete darauf nicht.

„Der Herzog bedarf eines guten Engels,“ fuhr sie fort. „Sie haben vielleicht gehört, daß man mich seine Jugendfreundin nennt, und wirklich hat er mir stets eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt; allein sein guter Engel konnte ich nicht sein. Als die Tochter des hiesigen Stadtvogts Groß schieden mich die Verhältnisse zu weit von ihm, mehr aber wohl noch meines Vaters starrer Sinn. Ich sprach ehrlich mit ihm darüber, und er nahm es gut auf. Er wußte, daß ich ihn gern hatte; aber dennoch lieber eine respectable Frau, als seine verachtete Geliebte sein wollte, und er konnte mir das nicht verdenken. Fuß bestach mein Auge nie, Geschenke von ihm nahm ich nicht an, ja kleidete mich nur um so schlechter, wo ich ihm begegnen konnte; auf diese Art zog ich mich aufs Beste aus der Sache und verlor seine Gnade nie. Leider aber war es mir auch nicht möglich, einen Einfluß auf seine Handlungen auszuüben, und das that meinem Herzen sehr weh; denn mit jedem Jahre sank unser armer Herr tiefer in der Achtung und Liebe seiner Unterthanen, und Alles in Folge seines Umgangs mit

selbstfüchtigen, gemeinen und schlechten Menschen.“

„Warum aber wählte er diese zu seiner Gesellschaft?“ Die Geheimrätthin zuckte mit den Achseln.

„Wie das so kommt! Sie waren unterhaltend, immer guter Laune und bereit, den geringsten seiner Wünsche zu erfüllen. Ein ehrlicher Schwabe hätte das freilich nie gethan. Ein junger, lebhafter, geistreicher Fürst liebt geistreichen Umgang; ein Schwabe ist selten geistreich. Montmartin und Kieger sagten ihm daher ganz besonders zu, obgleich der Erstere nur ein Beutelschneider ganz gewöhnlicher Art war, der um jeden Preis reich werden wollte.“

„Und war mein Schwager Pflug eben so schlecht gesinnt?“ fragte Franziska ängstlich.

„Wohl schwerlich; sonst würde er sich in seinem Amte erhalten haben. Er und der Minister Wallbrunn wurden zugleich entlassen, vielleicht weil sie eine der Gewaltmaßregeln des Montmartin nicht billigten. Dieser Letztere ist der wahre Fluch des Landes. Wollte der Herzog ihn aufgeben, so wäre viel gewonnen.“



„Und er will es nicht?“

„Mit der Zeit vielleicht. Seit er Bühler seines Vertrauens würdigt, ist er schon einer bessern Einsicht zugänglich geworden. Er will aber sehr vorsichtig behandelt sein. Er darf bei keinem seiner Entschlüsse nur ahnen, daß der Einfluß eines Andern ihn dazu bewogen, so eifersüchtig ist er auf sein unbeschränktes Wollen. Man darf ihm auch nie zeigen, daß man eine Sache, die er vorhat, mißbilligt, denn er verträgt keinen Tadel, selbst, wo dieser noch so leise angedeutet, selbst nur in einer Miene ausgesprochen ist. Man muß an seinen Handlungen, wenn man sie beeinflussen will, scheinbar nicht Theil nehmen, sonst thut er grade das Gegentheil von dem, was man wünscht, daß er thue.“

„Aber welche schwere Aufgabe, ihn leiten zu wollen!“ rief Franziska entsetzt aus.

„Schwer allerdings; denn es gehört große Selbstverleugnung dazu. Man muß schweigen können, wo er Unrecht thut, und loben, wo er dem Besseren sich zuwendet. Seit er mit Bühler verkehrt, habe ich diesem alle Eigenthümlichkeiten in dem Charakter des Herzogs klar gemacht, und



mehr und mehr gewinnt er ein Verständniß dafür, wie er ihn zu nehmen hat. Bühler ist ein durchaus rechtlicher Mann, der nur das Beste des Landes wie des Fürsten will; er besitzt praktischen Verstand, gesunde Einsichten, ist fleißig, klug und milde; aber er ist nicht geistreich, hält nichts von den schönen Künsten, kann auch nicht schmeicheln. Er behandelt den Herzog wie einen Fürsten, aber nicht wie einen Gott. Dieser läßt sich das bis jetzt, weil er grade in einer Stimmung ist, wo ein zuverlässiger Mann, auf dessen Rath er bauen kann, großen Werth für ihn hat, gefallen. Ob er aber auf längere Zeit in dieser Weise festzuhalten ist, bleibt die Frage. Jedenfalls bedarf er dazu einer Hülfe; es müßte in der Umgebung des Herzogs eine Person sein, die ihn amüsirt, unterhält, seinen Sinn von diesen kostbaren Festen abwendet und ihn das Nützliche lieben lehrt. Nur der erste Schritt dazu gethan und Alles wäre gewonnen; denn seiner Natur nach neigt Herzog Karl sich dieser Seite zu, sonst wäre er als Jüngling wahrlich nicht mit einer Abhandlung über die Tugend aufgetreten. Man muß ihn nur wieder dahin zurückzuführen suchen, von wo er ausge-

gangen ist: das Gute zu lieben und das Böse zu hassen.“

„Wie abscheulich, daß man es ihn je vergessen lehrte!“ rief Franziska mit gerechtem Unwillen aus.

„Nicht wahr? Und welch ein schönes Werk, ihn der Tugend wiederzugewinnen! Das wäre eine Aufgabe, der auch Sie sich gewiß mit Freuden widmen würden?“

„Ich? Warum ich? Warum nicht Sie? Oder vielmehr, warum irgend ein Jemand, da die Tugend ja für sich selbst zu reden vermag?“

„Sie vermag es bei innerer Rechtfertigung bedürftenden Naturen; nicht aber, wo ihr Weg durch die Phantasie führen soll, oder die Beifalls-  
liebe ihrer Stimme ein Gegengewicht bietet. Herzog Karl ist sehr impressionable und im Stande, sich etwas anzuempfinden, was ihm an Andern gefällt. Auf diese Eigenthümlichkeit bauen sich unsere Hoffnungen.“

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie so theilnehmend für sein Wohl besorgt sind,“ sagte Franziska nachdenklich; „doch es thut mir fast leid, zu hören, daß ein so prächtiger Herr sich nicht selbst

zu führen weiß und auf künstlichem Wege dahin geleitet werden soll, das Rechte zu thun.“

„Gott und die Vorsehung schlagen auch nicht immer grade Wege mit uns ein, chère amie,“ versetzte die Geheimrätthin entschuldigend. „Seid klug wie die Schlangen, sagt überdem ja auch die Bibel.“

Franziska antwortete nicht. Sie stand auf und trat an das Fenster. Es fielen ihr bei dem, was sie eben gehört, die Rathschläge Henriettens ein, die sie zu befolgen so unmöglich gefunden hatte. Auch hier zupfte eine weibliche Hand ähnliche Fäden, auch hier war die Rede davon, daß man einen Mann zu nehmen verstehen müsse, und welchen Mann! — Es versetzte sie in eine gewisse Aufregung, zu denken, welcher Hand dies große Werk, das die Geheimrätthin nicht selbst auszuführen beabsichtigte, anvertraut werden möchte.

Bald darauf meldete man den Wagen und sie kehrte nach Hohenheim zurück.

Hier fand sie ein Paket mit Briefen vor, welche auf Umwegen ihr zugekommen waren und daher ein veraltetes Datum trugen. — Sie kamen von ihrem Vatten, an sie adressirt und von die-

fem mit einem Schreiben begleitet, welches die abscheulichsten Anspielungen auf das Verhältniß Franziska's zum Herzog und die Ursache ihrer Flucht enthielt. Sie zitterte vor Entrüstung und weinte, bis ihre Augen keine Thränen mehr hatten.

Von Fräulein von Grollmann lagen mehrere Episteln voll zärtlicher Vorwürfe über ihr Schweigen bei; ihre Schwestern dagegen warfen ihr mit harten Worten vor, eine sichere Stellung aufgegeben und ein ungewisses Schicksal gewählt zu haben, das der Familie keine Ehre bringe.

Sie war tief betrübt über diese Stimmung in ihrer Familie und hatte nicht den Muth, ihre Vertheidigung vor ihren eigenen Angehörigen zu übernehmen, seit diese sie im Voraus mit Schmä- hungen überhäufeten und keine Art von Schutz, keine Hülfe und keinen Beistand boten. Sie hatte ihrer Eltern nie vergessen, hatte um derenwillen bei Herrn von Leutrum so schwere Tage verlebt, hatte ihn nicht verlassen, ohne die Sicherheit, sie mit keiner Forderung von seiner Seite belästigt zu sehen, und dennoch wurde sie angeklagt.

Erst im Walde, erst umgeben von der kleinen Jugend des Dorfes, entlastete sich ihre Brust.

„Diese haben ein Herz, sie können mich lieben, sie sind des Dankes fähig; nur mit der Natur und mit Kindern zu leben, bietet mir Glück,“ sagte sie in ihren stillen Gedanken zu sich selbst.

An ihren Schwiegervater sandte sie bald darauf einen langen Brief und erklärte ihm die Gründe, weshalb sie um eine Scheidung von seinem Sohne nachgesucht hatte. Ihr Schreiben blieb unbeantwortet. Von Henrietten dagegen lief eilig eine Erwiderung voll überschwänglicher Freundschaftsversicherungen ein; denn sie war in der That froh, den Aufenthalt der Freundin endlich zu kennen. Diesen länger geheim zu halten, war, seit die Trennung des Paares öffentlich besprochen wurde, nicht länger nothwendig, und ob Franziska jetzt in Hohenheim oder sonstwo verborgen wohne, blieb ja gleichviel, sobald man sie unter dem Schutze des Herzogs vermuthete.

Auch Gertrude durfte sie jetzt zu sich bescheiden, und mit dieser kam ihr Schatz an Büchern, und was sie sonst ihr persönliches Eigenthum nannte. Die Gegenwart der Dienerin gewährte ihr eine große Befriedigung, und nahm einen Theil von dem Gefühle des Verlassenseins hinweg, das unter

fremden Menschen, in einer fremden Umgebung sie wieder und wieder besiel.

Ein Zug sanfter Trauer ruhte auf ihrem Antlitz, der ihr einen rührenden Reiz verlieh; ihr Ton und Ausdruck hatten eine gewisse Weichheit und Milde gewonnen, und selbst in ihrem Gange und in ihrer Haltung drückte sich dies aus.

Gertrude fand ihre Herrin in den Monaten, wo sie sie nicht gesehen, schöner geworden; allein, worin diese Schönheit bestehe, konnte sie nicht angeben; daß sie aus der Seele hervorginge, war ihr nicht klar.

Bald nachdem sie bei Franziska eingetroffen, erschien der Herzog eines Morgens unerwartet zu Pferde in Hohenheim, von einigen Cavallieren begleitet, und besichtigte seinen Bau.

Franziska ahnte seine Gegenwart nicht, sie saß im Garten in einer großen Laube, ein Duzend kleiner Mädchen arbeiteten um sie herum. Seit Gertrudens Ankunft mußte diese die kleinen Geschöpfe, ehe diese vor ihr erschienen, putzen, wodurch die jugendliche Versammlung etwas Sonntägliches erhielt. Sie selbst war heute, wie auch sonst oft, weiß gekleidet, trug, statt alles Schmuckes,

ein Bouquet von feuerrothem Geranium an ihrem Nieder, und ein Zweig davon war ihr von Gertruden in das Haar gesteckt, das hier in der Einsamkeit in seinem natürlichen Blond prangte.

Der Herzog kam allein des Weges durch den Garten gegangen, um sie zu begrüßen, und stand am Eingange der Laube, ohne daß sie sein Nahen bemerkte, still. Ein leichter Schrei entfuhr ihr, als sie auffah und ihn entdeckte; die Arbeit entfiel ihrer Hand; sie stand auf und verneigte sich tief. Die Sittsamkeit und der Liebreiz ihrer Erscheinung traten in dieser einfachen Umgebung doppelt hervor. Mit raschem Auge hatte Karl die Gruppe überflogen und blieb dann mit seinem Blicke auf ihrem Gesichte haften, als wolle er prüfen, ob sie auch wirklich in dieser Beschäftigung ein Glück gefunden habe; allein die Ruhe dieser von Ehrgeiz und Leidenschaft gleich unbewegten Mienen beantwortete ihm seine Frage mit einem nicht zu bezweifelnden Ja. Ihr seinen Arm darauf bietend, sagte er:

„Ich habe mit Ihnen zu reden.“

„Durchlaucht befehlen!“ versetzte sie, und folgte ihm.



Er wandelte hierauf lange mit ihr in einem der schattigen Laubgänge auf und ab; von dort seine Schritte dem Pachtthause zuwendend, gab er Befehl, in dem Zimmer der Frau Baronin von Leutrum mit zwei Couverts zu decken.

„In meinem Zimmer?“ fragte Franziska, als ob sie nicht recht gehört habe.

„Nun, und wo denn sonst?“ rief der Herzog, sie mit großem Auge messend. „Da die Frau Baronin die Räume occupiren, welche ich für mich selbst, so oft ich hier zu verweilen wünsche, habe einrichten lassen, so bleibe mir, wenn Sie nicht so guädig sein wollten, mir den Aufenthalt darin zu gestatten, nur die Küche übrig.“

„Durchlaucht verzeihen! Ich erscheine durch meine Frage Ihnen vielleicht recht undankbar!“ sagte Franziska verwirrt. „Aber ich wußte nicht! — Ich habe Ihre Güte vielleicht schon gar mißbraucht. — Ich sehe jetzt ein, daß ich Ihnen hier im Wege bin. Vielleicht wären Durchlaucht schon öfter hergekommen, um nach dem Bau zu sehen, wenn Sie sich nicht durch mich Ihrer Zimmer beraubt fähen.“

Eine Wolke stand auf der Stirne des Herzogs. Er ließ Franziska's Arm fahren.

„Vielleicht? Wenn? — Eine sonderbare Art, mit mir zu reden!“ rief er mit hochfahrendem Tone. „Mögen die Frau Baronin für alle Male wissen, daß diese kleinen Worte dem Herzog Karl kein Hinderniß in den Weg legen können, wo er etwas will, und am wenigsten ihm ein Hinderniß in den Weg legen, um nach Hohenheim zu kommen, wo er als Herr zu gebieten hat.“

Er reichte ihr hierauf seinen Arm und ging weiter. Schweigend setzten sie ihren Weg eine Weile fort, der Herzog noch mit dem Ausdruck des Unmuthes auf der Lippe, Franziska zagend, wie sie ihr Versehen gut machen solle. Endlich faßte sie Muth und sagte:

„Die große Franzserl bedarf so sehr der Nachsicht, wie die kleine derselben bedurfte, und wo sie fehlt, da wird sie nie aus bösem Herzen fehlen. Durchlaucht wissen, daß sie nie an einem Hofe war und nicht mit Fürsten zu verkehren weiß.“

„Fürsten sind wie andere Männer,“ erwiderte der Herzog schon milder gestimmt. „Keiner un-

feres Geschlechtes verträgt es, wenn man ihm vorhält, daß er einer Frau Opfer gebracht.“

„Das habe ich gewiß nicht sagen wollen,“ fiel Franziska rasch ein. „Das ist mir gar nicht in den Sinn gekommen!“

„Aber Ihre Worte drückten es demungeachtet aus.“

„So bitte ich tausendmal um Verzeihung. Durchlaucht dürfen mich solcher Anmaßung durchaus nicht fähig halten.“

„Freilich sollte man so etwas von Ihnen nicht denken; allein es klang doch so, und — die Frauen sind im Allgemeinen zu eitel, um leicht die Ausnahme vorauszusetzen. Aber ich will wirklich glauben, daß Sie nicht gemeint haben, der Herzog Karl würde sich Ihretwegen eine Gène auferlegen.“

„Gewiß nicht.“

„Es ist auch, weiß Gott! nicht geschehen. Ich hatte den Kopf zu voll von andern Dingen, um dem Baue hier meine Aufmerksamkeit widmen zu mögen. Auch verdroß es mich, wegen Mangel an Geld nicht so rasch damit fortschreiten zu können, wie ich wohl gewollt hätte, denn Geduld be-



siße ich nicht; das Abwarten war nie meine Sache. — Morgen ist eigentlich gar kein Wort für mich. Heute, — oder gar nicht. Doch, auf meinen Besuch zurückzukommen! Ich kam eigentlich nicht so sehr des Baues halber nach Hohenheim, als Thretwegen. Der Geheimrath machte mich nämlich darauf aufmerksam, daß nächstens Ihre Scheidungsgeschichte erledigt sein würde, und dann doch etwas für Sie geschehen müßte, weil ich Ihre fernere Versorgung auf mich genommen. So habe ich ihn denn angewiesen, Ihren Wünschen in diesem Punkte zu willfahren, d. h. wenn diese nicht zu hoch hinaus wollen. Ich stelle Ihnen frei, ein Haus in Ludwigsburg zu beziehen, das ich Ihnen zur Verfügung stelle, und der Geheimrath wird mit Ihnen Rücksprache nehmen, auf welche Weise Sie dort Ihre Einrichtung treffen wollen. Ich werde mich danu vernehmen lassen, in wie weit ich auf Ihr Begehren eingehen will und kann.“

„Durchlaucht sind sehr gütig!“ sagte Franziska bewegt, und wollte bei den Worten seine Hand ehrerbietig an seine Lippen ziehen; allein er entzog sie ihr mit rascher Bewegung. „Ich werde



das liebe Hohenheim ungern verlassen," fuhr sie fort, „allein —“ sie hielt inne, aus Furcht, wieder etwas ihn Verletzendes zu sagen. „Allein, da es sein muß, um —“

„Muß? Es ist von keinem Muß die Rede!“ unterbrach er sie. „Sie können aber doch in dieser Einsamkeit und hier auf mein Absteigequartier beschränkt, nicht fortleben?“

„Wenn Durchlaucht dieser Ansicht sind, so bin ich ja auch willig zu gehen; allein mein halbes Herz bleibt hier zurück.“

„Das halbe nur? Hoffentlich wird Ludwigsburg die andere Hälfte zu erobern wissen;“ sagte er laut lachend. „Es freut mich aber, daß Sie so gern hier waren und sich so nützlich hier zu beschäftigen wußten; denn auch ich liebe den Ort. Da ich Sie gehen heiße, so bin ich Ihnen gewissermaßen eine Entschädigung schuldig. Bitten Sie sich etwas von mir aus!“

Franziska sah ihn schüchtern an und wurde roth. Sie wollte reden; allein das Wort zögerte auf der Lippe.

„Nun? Kommt's?“ fragte der Herzog. „Es



ist Ihre erste Bitte, da wollen Sie am Ende zu weit ausholen.“

„Wenn Durchlaucht gestatteten, daß ich manchmal einen Tag hier zubringen dürfte, so würde ich sehr dankbar für die Erlaubniß sein; denn ich möchte von den Kindern nicht gern vergessen werden.“

Der Herzog lachte, bis ihm die Thränen in die Augen traten. „Nehmen Sie es nicht übel!“ sagte er darauf. „Aber solche Bitte, an die Freigebigkeit eines Fürsten gerichtet, ist lächerlich.“

## Sechstes Capitel.

Franziska kommt nach Ludwigsburg und erfährt zu ihrem Schrecken, daß sie das Haus der berühmten Grävenitz bewohnt.

---

Bei ihrem Erstaunen bemerkte Franziska nach der Entfernung des Herzogs eine Veränderung in dem Betragen sämtlicher Bewohner von Hohenheim; nicht allein begrüßte man sie viel tiefer, sondern auch die Zahl ihrer Titel vermehrte sich, so daß sie mitunter ganz nahe an eine Durchlaucht streiften. Sie fragte sich voll Verwunderung, was denn geschehen sei, und begriff nicht, daß die Aufmerksamkeit ihres hohen Gönners ihrer Person eine neue Wichtigkeit zu verleihen hingereicht, und weniger noch begriff sie, daß diese Wichtigkeit sich sogar bis auf Gertrude erstrecken könne. Diese fand sich nämlich seit diesem Tage plötzlich von den beim Bau beschäftigten Arbeitern in einer Weise ausgezeichnet, welche ihr mittel-

alterliches Haupt ganz verrückte. Was sie in ihren jungen Jahren nie erfahren haben mochte, geschah ihr jetzt, man sandte ihr Bouquets und brachte ihr Serenaden — die, wenn auch nicht von wohlgestimmten Instrumenten ausgeführt, nichtsdestoweniger ihr Ohr wunderbar kitzelten.

Ihre Hoffnungen auf Peter traten davor ganz in den Hintergrund zurück. Warum sollte sie auf diesen warten, sobald sich hier eine Hälfte und damit eine nähere Verwirklichung ihrer ehelichen Pläne fand? Sie erkundigte sich also leise, leise nach den Verhältnissen dieser verschiedenen Bewerber, bevor sie unter ihnen die Stülpe zu ihrem Topf auswählte, und hielt es für angemessen, während ihrer diplomatischen Rundschau Allen gleich sehr zu gefallen zu streben. Weil sie wie natürlich ihre zahlreichen Eroberungen ihrem persönlichen Liebreize zuschrieb, so suchte sie diesen nun auch in jeder Weise zu erhöhen; Franziska fand sie daher in die Beschäftigung mit ihrem eigenen täglich wechselnden Anzug vertieft, wenn sie ihr an dem ihrigen eine Arbeit aufgeben wollte, und als der Sonntag kam, trug Gertrude gar einen gepuderten Haarputz.



Dies schien ihrer jungen Gebieterin die Hoffahrt denn doch ein wenig zu weit getrieben; ihren Vorwürfen setzte Gertrude die Entschuldigung entgegen, daß sie mit ihren Anbetern zu einem Kindtauffchmause eingeladen sei, und Franziska ließ es dasmal hingehen.

„Da wir nicht lange mehr hier sind, so magst Du Dir dies Vergnügen gönnen;“ sagte sie. „In Ludwigsburg aber muß ich mir die auffallende Kleidung, welche man Dir und mir schlecht auslegen könnte, verbitten; denn das Sprichwort sagt: wie der Herr, so der Knecht.“

Die Nachricht, daß es mit den schönen Tagen in Hohenheim bald vorbei sei, traf die Dienerin auf das empfindlichste, und setzte der Freude des Tages einen Dämpfer auf; denn von hier scheiden, hieß ihrem Glücke den Rücken wenden. Sie begleitete ihre Herrin am Morgen in die Kirche und betete recht andächtig zu Gott, daß er sie einen Entschluß zu fassen erleuchten möge; denn es hieß nun den Augenblick benutzen.

Franziska brachte den stillen Nachmittag, um an ihren Vater zu schreiben, zu. Sein Geburtstag

nahte, er war daran gewöhnt, einen Glückwunsch von seinen Kindern zu erhalten, und es war ihr schmerzlich, daß sie bei seinem Dankgebet zu Gott ausgeschlossen sein sollte. Schwer wie es ihr wurde, das Wort an ihn zu richten, hatte sie lange gezögert, diesen Schritt zu einer Versöhnung mit ihm zu thun, vielleicht weil sie fühlte, daß es ein vergeblicher sein würde; denn was konnte sie, um seinen Unwillen zu besänftigen, zu ihren Gunsten anführen?

Sie verweilte vorzüglich bei dem Versprechen des Herzogs, für ihre Zukunft Sorge tragen zu wollen, weil darin eine Garantie für ihre Familie, dieser keine Art von Verpflichtungen aufzuerlegen, lag, und fügte die zärtlichsten Versicherungen ihrer kindlichen Liebe hinzu.

Noch vor ihrer Abreise von Hohenheim traf seine Erwiderung ein. Daß er geantwortet, war freilich schon ein Gewinn; bewegt drückte sie ein Schreiben, das ihres verehrten Vaters theure Handschrift trug, an ihre Lippen und eröffnete es darauf mit frohen Erwartungen seines Inhaltes. Es lautete:

Herzlich geliebte Tochter!

Für Deinen wohlmeinenden Wunsch danke ich Dir herzlich.

Schon längst hätte ich Dir, geliebte Franzerl, meine schuldigen Vaterpflichten bezeugt und Dich an Deine wahre Glückseligkeit gemahnt; da aber eines Theils Dein langes Stillschweigen mich argwöhnisch gemacht, daß Du meiner nicht gedenkst; ich anderntheils wegen vieler hier vorwaltenden Verdrießlichkeiten ganz distrahirt war, und zum Theil noch bin, so habe ich nicht dazu kommen können; ja, ich selbst bin auch noch ein geringer und unter der letzten Klasse zu zählender Schüler, welcher die wahre Glückseligkeit zu erlangen sucht; allein, liebe Franzerl, glaube mir! alles Vergängliche, es mag noch so glänzend sein, ist nicht im Staude, unserer unsterblichen Seele das Glück zu gewähren, zu dem sie von der gütigen Vorsehung bestimmt ist. Je mehr man auf das Vergängliche sieht, je weniger wird man fähig, das Unvergängliche zu schätzen. Dies sagt nicht nur die Bibel, sondern auch die Erfahrung aller wahren Männer. Die Welt mit ihrer kurzen Lust macht uns nur hungrier nach unserm

ewigen Heil. Wenn unser unsterblicher Theil nur einmal erst aus dem Becher himmlischer Lust getrunken hat, so ist diese Wollust so groß, daß er nie mehr nach anderen Freuden dürstet.

Ich weiß wohl, daß Viele dies für Chimaire und Phantasie halten, weil nur wenige sich die Mühe nehmen, die Haupt Sorge auf das Ewige zu richten; aber glaube mir, liebe Franzerl, daß ich, was ich Dir hier schreibe, an mir selbst erfahren habe. Denke also fleißig an die Zukunft und an die ewig bleibenden Güter, und laß Deine vornehmste Sorge auf diese gerichtet sein, so wirst Du selbst bald finden und erfahren, daß Dir Dein Vater kein Märlein geschrieben; übrigens aber glaube, daß meine Liebe für Dich nie aufhören wird, da ich denn

von Herzen bin und bleibe

Dein treuer Vater

L. W. de Bernerdin. \*)

Franziska las diesen Brief wieder und wieder, denn er schien ihr einen geheimen Sinn zu enthalten, den sie nicht zu finden vermochte. Sie

---

\*) Original.

sollte an die Zukunft denken? — Warum bangte ihrem Vater vor dieser?

Warum fürchtete er für ihr Seelenheil? Warum sprach er von dem Glanze ihrer Gegenwart, da diese doch gar nicht glänzend war? Das Gerücht, das vielzüngige, mußte ihm ihre Lage ganz anders, wie sie es gethan, geschildert haben, und sie bedauerte, daß er diesem Berichte Glauben beigemessen und nicht ihren Worten.

Die Geheimrätthin Bühler erschien wenige Tage darauf, um sie mit sich zu nehmen und sie nach Ludwigsburg in ihre Wohnung zu führen. Franziska fühlte sich bei diesem Scheiden von Hohenheim eigenthümlich bewegt. Wehmüthig sah sie die kleinen Zimmer an, in denen sie sich einer langentbehrten Freiheit erfreut, ließ den Blick über die blauen Linien der Alp schweifen, deren wechselnde Färbungen ihr Auge Morgens und Abends beschäftigt, und bestieg endlich den Wagen, gefolgt von ihren kleinen Freundinnen, bedauert von allen Bewohnern des Gehöftes.

In sich gekehrt fuhr sie ihrem neuen Aufenthaltsorte entgegen. Ein Druck lag auf ihr. War es Ahnung, oder war es Bangen vor einer

ihr noch ungewohnten Selbstständigkeit, die sie jetzt, inmitten eines bunt bewegten Hoflebens, genießen sollte; genug es beschwerte ein Etwas ihre Brust, von dem sich frei zu machen sie vergeblich bemüht war.

Es wurde Mittag, bevor sie in das Versailles der Herzöge von Württemberg einfuhren, das Franziska nun zum ersten Male in vollem Sonnenschein erblickte. Ueber den Marktplatz fahrend, gewahrte sie die Legionen des hohen Herrn in voller Parade aufgezogen. Wie Pappeln standen sie da, in ihren rothen Fräcken mit schwarzen Aufschlägen, gepuderten Häuptern und steinharten Hößen, hohen spitzen Grenadiermützen mit gelbem Bleche beschlagen. Die Tambours wirbelten so eben dröhnend auf ihren Trommeln; als sie schwiegen, wurde einem entlaufenen Soldaten der allerhöchste Pardon verkündigt. Auch der Anblick eines Galgens bot sich dem Auge aus der Ferne. \*)

Franziska war an solche kriegerische Schauspiele nicht gewöhnt und fühlte sich unangenehm davon

---

\*) Justinus Keruer, Jugenderinnerungen.

berührt. Aller Zwang, alle Härte war ihrer weichen Natur fremd, und mit innigem Mitleid betrachtete sie diese ihr bedauernswerth erscheinenden Menschen. Doch nicht lange konnte sie bei dem Schauspiele verweilen; denn der Wagen, welcher über den Platz nur im Schritte vorgerückt war, bog jetzt um eine Ecke in eine kurze, gerade auf das Schloß führende Straße, und die Geheimrätthin rief: „Wir sind am Ziele!“

Sie hielten dabei zur linken Seite vor einem kleinen einstöckigen Hause, dessen Baustil trotz seiner geringen Größe etwas Herrschaftliches hatte, an.

Franziska blickte neugierig zu den Fenstern ihrer neuen Wohnung empor, und ihr Herz that dabei die Frage: ob sie hier glücklich sein werde?

Sie fand das Innere völlig eingerichtet, ein Diener und eine Köchin harrten ihrer Befehle, die Geheimrätthin führte sie durch alle Zimmer und freute sich, als Franziska die Möbeln elegant, bequem und über ihre Erwartung fand.

Ein Tisch mit drei Couverts stand gedeckt.

„Bühler wird mit uns speisen,“ sagte die Gattin, Franziska's fragenden Blick bemerkend.

„Heute hat er sich selbst geladen; in Zukunft wird er bescheidener sein und sich erst Ihre Erlaubniß ausbitten.“

„So gute Freunde werden dieser nie bedürfen,“ erwiderte Franziska, die Geheimrätthin umarmend. Diese wunderte sich, sie mehr bewegt, als froh zu sehen; denn sie ahnte nicht, daß der Dank für solche Geschenke, welche ihr Herz von der Liebe gern empfangen haben würde, als Gnade sie drückte. Bald aber schüttelte sie mit der Elasticität der Jugend diese peinlichen Gefühle ab und machte an ihrem Tische die heitere, angenehme Wirthin.

Der Geheimrath fragte, so wie sie sich allein befanden, mit welchem Jahrgeld sie die Ausgaben für dieß Hauswesen zu bestreiten gedente, und Franziska nannte eine so kleine Summe, daß er und seine Gattin laut auflachten. Indem sie noch über diesen Gegenstand scherzten, öffnete sich die Thür und der Herzog trat unangemeldet ein.

Hocherröthend erhob sich Franziska und schritt ihm entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Sie legte dabei, vielleicht ihr selbst unbewußt, in ihre Haltung eine Würde, welche ihr bis dahin



nicht eigen gewesen war und die ihrer höchst jugendlichen Erscheinung einen neuen eigenthümlichen Reiz verlieh; der Gedanke ihrer Selbstständigkeit mochte diese erzeugt haben.

„Durchlaucht sehen mich tief gerührt durch Ihre große Gnade,“ sagte sie, sich tief vor ihm verneigend. „Ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdient habe und sehe mich fast mit Beschämung als Besitzerin dieses schön eingerichteten Hauses. Wenn mein Dank jetzt noch nicht die geeigneten Worte finden kann, so verzeihen Sie es meiner Ueberraschung.“

Ein schlaues Lächeln umspielte den Mund des Herzogs. Er warf einen hastigen Blick auf den Geheimrath Bühler und dessen Gattin; dann erwiderte er:

„Ich werde mich freuen, wenn Sie hier, wie die Wittve von Ephesus, recht vergnügte Tage verleben, und da Sie in meiner nächsten Nähe sind, ein wachsames Auge auf Sie richten. Die kleine Franzerl wird mir schon das Recht eines Mentors gestatten müssen.“

Er bot ihr dabei die Hand.

Franziska schien unschlüssig, was sie mit dieser

Hand zu machen habe, ob sie sie fassen und an ihre Lippen führen sollte, wie es der Ausdruck ihrer Dankbarkeit gebot, oder nicht; sie leicht mit ihren weichen weißen Fingerspitzen berührend, neigte sie sich halb darüber hin und sagte mit niedergeschlagenem Auge: „Durchlaucht sind hier Fürst und Gebieter, und da ich Ihrer Gnade meine unabhängige Lage verdanke, so ist es nur Pflicht, wenn ich Ihrem Willen mich unterwerfe und Ihren Wünschen nachzukommen suche.“

„Ich bin aber kein Tyrann!“ versetzte der Herzog, die Stirne leicht faltend. „Ich habe hier ein Versprechen zu halten, einen Scherz gut zu machen; und ich thue, was den Umständen nach in meiner Macht steht. Ich hoffte, daß die kleine Franzerl gern in meiner Nähe leben, es gern sehen würde, wenn ich ihrem Thun und Lassen meine Aufmerksamkeit schenkte und ihr meinen hohen Schutz gewährte. Vielleicht aber, daß die Frau Baronin von Ventrum das Alles entbehren kann?“

Franziska richtete jetzt voll und groß ihr schönes blaues Auge zu ihm empor und erwiderte

mit verneinender Kopfbewegung und ernst wehmüthigem Tone:

„Durchlaucht! Der Name hat nichts an mir verändert.“ Dann, von seinem Blick getroffen, senkte sie plötzlich den ihrigen zu Boden und tiefe Schamröthe überzog ihre Wangen. „Er hat in Deinem Herzen gelesen!“ rief es in ihr. „Er sieht, daß du ihn immer noch liebst, und — er spielt mit dieser Liebe!“ fügte sie schmerzlich hinzu.

Eine kleine Pause war entstanden. Der Herzog beendigte diese damit, daß er ihr seinen Arm bot, um sie in das nächste Zimmer zu führen, wohin der Geheimrath und seine Gattin sich indeß bescheiden zurückgezogen hatten.

Die Unterhaltung wurde nun allgemein, man stand jedoch noch immer, bis der Herzog sich in einen Armstuhl warf, den Uebrigen seinem Beispiele zu folgen Erlaubniß gab. Aus den benachbarten Häusern tönte Musik herüber, eine helle Frauenstimme studirte emsig eine große italienische Arie ein; auf der andern Seite wurde ein Concert auf dem Flügel mit Begleitung der Bratsche probirt. Geheimrath Bühler berichtete dem Herzog während der Zeit über verschiedene Geschäfts-

angelegenheiten; dieser hörte ihm zu, trommelte mit den Fingern den Tact auf dem Tische und ließ dabei den Tönen ein halbes Ohr; mit dem Auge weilte er zugleich auf Franziska's niedlichen Fingern, welche eine weibliche Arbeit geschickt hin und her wandten.

„Es ist nicht zum Aushalten!“ fuhr er endlich auf. „Weil ich der Oper in jeder Weise Vorschub gethan, so glaubt nun alle Welt an meinem Hofe, mir die Ohren mit falschen Tönen zerreißen zu müssen. Als ob ich nicht tüchtige Künstler in Menge besäße, mir Musiken aufzuführen und dieses Dilettantismus entbehren könnte!“

„Durchlaucht haben die schönen Künste jedoch nur darum in Hochdero Dienst genommen, damit Ihr Volk sich bilde; so dürfen Sie auch diesen Versuchen nicht gar zu ungnädig zu sehen!“ warf der Geheimrath entschuldigend ein.

„Damit mein Volk sich bilde; aber nicht mein Hoffstaat!“ rief rasch der Herzog dazwischen. „Denn an diesen Prinzen, Grafen und schönen Damen ist doch Hopfen und Malz verloren, die nützen meinem Lande nicht.“

„Durchlaucht verzeihen, wenn ich einwende: alles Beispiel muß von Oben kommen; wenn dort die Sonne nicht scheint, so wird ihr Strahl nicht in die Thäler dringen.“

„Aber meint Er denn, Bühler, daß ich aus meinen Schwaben eine Bande von Virtuosen zu machen beabsichtige?“ rief der Herzog unmuthig. „Nie und nimmermehr! Die lernen nicht spielen, nicht tanzen, nicht singen, das weiß ich nur zu wohl. Der Himmel hat denen den Stoff, der dazu nöthig ist, nicht gegeben; sie sind plump bis ins Herz hinein. Aber formiren können sie sich, Geschmack können sie finden lernen an dem, was Andere ihnen vormachen; und darum habe ich ihnen die Sinne zu berauschen gesucht. Und nun hassen sie mich, weil ich das gethan, und die Speichellecker meines Hofes schreien mir dagegen mit ihren heisern Stimmen die Ohren voll, so daß ich mich noch in eine Einsamkeit zurückziehen werde, bloß um dieser höllischen Musik, diesem Dilettantismus ohne Zweck, diesem Virtuositenthum ohne Geschmack zu entgehen.“

„Durchlaucht sind, wie natürlich, verstimmt, daß Sie da Umdank geerntet, wo Sie Dank ver-

dienten,“ erwiederte der Geheimrath bedächtig; „allein die Bildung eines Volkes ist ein langsames Werk. Rom ward nicht in einem Tage gebaut. Durchlaucht pflanzten die schönen Künste \*) auf ein Erdreich, das dafür nicht vorbereitet war. Unser Boden erträgt sie nicht. Der Schwabe ist langsam. Man sagt darum ja auch von ihm, daß er erst in seinem vierzigsten Jahre klug werde. Er kommt nur auf dem Wege des Nachdenkens zu einem Resultate. Ich glaube, Durchlaucht hätten besser gethan, erst die Köpfe anzubauen und durch die Einsicht Ihre Leute für den Cultus des Schönen zu gewinnen.“

„Das ist aber ein verdammt langsamer Weg, Bühler. Weiß Er, daß ich darüber hinwegsterben könnte, bevor ich in dieser Weise meine Schwaben würde klug werden sehen?“

„Es geht aber doch nicht anders, Durchlaucht. Der Rohheit muß durch die Civilisation die Brücke zur Cultur des Menschengeschlechtes gebaut werden. Erst die Industrie und die Wissenschaft, und dann die schönen Künste. Gehen diese voraus,

---

\*) 1761 stiftete Herzog Karl die Akademie des beaux arts.

so sind sie Flittergold, das nicht haftet. Auch ist der Schwabe nur auf dem Wege des Nutzens zu gewinnen. Er ist betriebsam, weil er erwerben will. Zeigen Sie ihm, was er leisten muß, um seinen Weg im Leben zu machen, und er wird ihn Schritt vor Schritt gehen. Auch geht die Sache gar so langsam nicht, wie Durchlaucht sich vorstellen mögen. Hätten Sie z. B. mit zwanzig Jahren angefangen, die Schwaben zu erziehen, so hätten Sie jetzt eine ganze Generation anderer Männer in der Hand; während Ihr Bestreben, sie zu bilden, fruchtlos blieb, weil sie dazu noch zu roh waren. Erst das Nützliche, dann das Schöne; erst Erwerb, dann Genuß.“

„Und welche schönen Summen habe ich daran verschwendet!“ rief der Herzog unwillig. „Wahrlich, ich hätte damit noch ein Schwaben kaufen können! Aber ich war zu jung, einzusehen, wie vergeblich mein Bemühen sei. Ich kam von Berlin, und sah König Friedrich die schönen Künste pflegen. Am Hofe zu Dresden blühten sie lange schon. In München hielt man viel darauf. Sogar an dem winzigen Hofe von Bayreuth verschrieb man die Säger von Paris. Wie konnte ich

nun denken, daß es in meinem Lande leeres Stroh gedroschen sei? — Aber Er mag Recht haben, Bühler. Es ist wohl, wie er sagt; der Schwabe ist nicht reif für den Geschmack am Schönen. Meine Vorfahren hatten mir nicht vorgebaut, es war zu wenig für die Erziehung des Volkes geschehen. Ich muß die Sache anders anfangen, und zwar von Grund aus anders. Es muß eine förmliche Reform entstehen. Es soll und muß anders werden.“

Franziska hatte ihre Arbeit in den Schooß sinken lassen und ihm zugehört. Ihr Auge hing an seinen Lippen und ihr Blick drückte ihm aus, wie sehr sie von dem Sinne seiner Worte ergriffen sei. Er sah es und lächelte. Bühler fuhr indessen fort:

„Durchlaucht waren ein junger Fürst von lebhaftem Temperamente; dennoch lassen die ersten zehn Jahre Ihrer Regierung kaum etwas zu wünschen übrig und die Landschaft wie das Volk zeigten sich gleich sehr befriedigt. Erst mit den schönen Künsten verloren Hochdieselben Ihre Popularität.“

„Verdammt!“ rief der Herzog. „Es verdriest mich heute noch, daß ich den falschen Weg ein-



schlug. Aber ich meinte es gut. Man hätte meine Absicht nicht verkennen sollen.“

„Es kam zu plötzlich, Durchlaucht! Zugleich schlichen sich damit andere Sitten bei uns ein.“

„Andere Sitten? — Nein, das soll Er mir nicht sagen; andere Sitten, Bühler? — War denn etwa Eberhard Ludwig seligen Andenkens ein Tugendspiegel? —“

„Dennoch wurde der Schein mehr gewahrt.“

„Der Schein gewahrt? — Während eine Grävenitz in diesen Gemächern wohnte; die eheliche Gemahlin meines Altherrn nichts galt und diese fürstliche Maitresse der Fluch des Landes ward? — Das nennt Er den Schein gewahrt?“

Franziska hatte athemlos aufgehorcht.

„Hier — hat die Grävenitz gewohnt?“ fragte sie hochroth. „Das Haus war für sie erbaut,“ gab der Geheimrath zurück.

„O, mein Gott!“ seufzte sie auf und sank ohnmächtig in ihren Sessel zurück.

„Was meint das?“ fragte der Herzog verwundert.

„Sie denkt wahrscheinlich, ihr Ruf könne dadurch, daß sie in diesem Hause wohne, leiden,“

flüsterte ihm die Geheimrätthin Bühler zu, während sie Franziska unterstützte und ihr Gatte dieser ein Glas Wasser an die Lippen hielt.

Sie kam sogleich wieder zu sich und blickte verlegen umher. —

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich so leicht die Fassung verliere,“ sagte sie demüthig. „Das, kommt davon, weil man mich in der Einsamkeit, wo man nicht hinreichend durch gesellschaftlichen Zwang Eindrücke zu beherrschen veranlaßt wird, erzogen hat. Durchlaucht werden sich sehr über mich wundern, und ich schäme mich wahrlich, den Damen des Hofes so ganz und gar in der Kunst der Selbstbeherrschung nachzustehen. Ich sehe wohl ein, wie wenig ich hier an meinem Plage bin. Wüßte ich nur einen Ort auf der weiten Erde, wohin ich mich wenden könnte, so würde ich heute noch dahin ziehen.“ Ihre Stimme versagte. Große Thränen rollten unaufhaltsam über ihre Wangen.

„Was soll das heißen?“ fragte der Herzog zwischen Zorn und Mitleid schwaukend. „Raum hier eingezogen, wollen Sie schon entfliehen? So wenig Werth hat das Geschenk dieses Hauses mit

seiner Einrichtung für Sie? — Was kann ich dem thun, um Sie zufrieden zu stellen?“

Franziska sah verwirrt und erröthend vor sich nieder. Sie vermochte es nicht über sich, ihm zu bekennen, wie fürchterlich ihr der Gedanke sei, die Nachfolgerin der Grävenitz zu heißen; doch war ihr zu Muth, als brenne der Boden unter ihren Füßen. Bald erröthend, bald erblassend, rang sie nach Fassung. Wiederum auch fürchtete sie, durch ein unüberlegtes Wort den Zorn des Herzogs zu reizen.

„Durchlaucht müssen Nachsicht mit der kleinen Franzerl haben!“ sagte sie endlich ausweichend.

„Sie ist aber so klein nicht mehr!“ warf er ironisch ein.

„Dafür aber um so unerfahrener, ein Neuling auf diesem Boden, wo sie auf jedem Schritte vor einem Fehltritt zittert.“

„Nur recht fest aufgetreten, so daß die kleinen Füße den Boden nicht missen,“ sagte er lachend; „dann ist die Sache so schwer nicht.“

„Sobald man mit seinem Wege bekannt ist, Durchlaucht. Doch erinnere ich mich in den mir durch Ihre Gnade gekommenen Büchern gelesen

zu haben, daß man nie leichter seinen Weg miße, als wenn man das Ziel nicht kenne. Ich muß mich daher auf den lieben Gott verlassen, der mich bis hierher geführt hat und der hoffentlich auch ferner, so lange ich Seiner Gnade nicht unwerth bin, mein Schutz sein wird.“

„Also auf den lieben Gott und nicht auf mich, seinen sichtbaren Stellvertreter auf Erden?“ fragte der Herzog lustig.

Franziska lächelte durch ihre Thränen.

„Durchlaucht sehen doch nur den äußern Menschen, und Ihre Gnade kann nur gewähren, was diesem zu seinem leiblichen Wohlbefinden ersprießlich ist,“ erwiderte sie ernster werdend; „Gott aber kennt den Zustand unserer Seele und ist der Beschützer jenes Friedens, der höher gilt, als alle Güter dieser Welt. Was hülfte es mir, wenn ich die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an meiner Seele, sagt die Bibel. Durchlaucht halten zu Gnaden! Aber das ist es, was mich in diesem Augenblicke ängstigt. Mein Herr Vater hat mir geschrieben, ich sollte an meine Zukunft und an die ewig bleibenden Güter denken und meine vornehmste Sorge darauf gerichtet

sein lassen, mir diese zu sichern. Er warnt mich, mein Herz an das zu hängen, was vergänglich ist, sobald es mein ewiges Heil beeinträchtigen könne. — Diese Mahnungen lebten noch frisch in meiner Seele, während ich durch die Gnade Ihrer Durchlaucht hier einziehe und erfahre, daß ich in den Räumen wohne, wo jene verruchte Frau gehaust hat, welche der Abscheu des ganzen Volkes ist. Ich bitte mir zu verzeihen, wenn ich der Sorge Raum gebe, daß dies Haus darum keine geeignete Stätte für mich sein möchte; denn einmal in übelem Geruche, möchte mein guter Name trotz Ihres hohen Schutzes nicht ungeschmälert bleiben, und lieber wollte ich heute noch sterben, als meinen guten Ruf verkleinert sehen. Ich weiß freilich nicht, wohin ich mich wenden soll. Einer Protestantin steht kein Kloster als Zuflucht offen; allein der liebe Gott wird sorgen. Halten Durchlaucht mich nicht für undankbar; die kleine wie die große Frauzerl wird Ihrer Güte ewig eingedenk sein, allein hier bleiben darf sie nicht.“

Sie ließ sich bei den letzten Worten demüthig auf ein Knie vor ihm nieder, erfaßte seine Rechte

mit ihren beiden Händen und führte sie mit tiefer Bewegung an ihre Lippen.

„Hier verbleibe ich, bis Sie mir verziehen haben,“ sagte sie mit von Thränen gedämpfter Stimme. „Nicht eher stehe ich auf, als bis Sie ein freundlich huldvolles Wort an mich richten. Der Gott, welcher meinem Herzen den Muth verliehen, sich Ihnen offen darzulegen, kann mich so schwer nicht strafen, daß ich dafür Ihre Ungnade mit hinwegtragen sollte.“

Der Herzog erhob seine Linke gegen den Geheimrath und dessen Gattin, welche dieser Scene in steigender Erregung zugehört hatten, mit einem bezeichnenden Wink gegen die Thüre. Im nächsten Momente waren Beide verschwunden.

Jetzt machte er seine Rechte frei und zog Franziska mit rascher Bewegung empor und an seine Brust.

„Und liebst Du mich denn noch, kleine Franzersl? Bin ich Deinem Herzen denn noch theuer, wie damals, als Du mir Deine Treue verpfändetest? — Willst Du auch heute noch mir angehören ganz und für immerdar, willst Du mein sein im

Leben wie im Tode?“ sagte er mit gewinnendem Tone.

Diese Worte der Liebe von seinen Lippen hatten einen beseligenden Klang. „O, mein Gott!“ rief sie, an die er sie richtete, mit einem aus dem Herzen kommenden Jubeltone aus und lehnte ihr Haupt an seine starke Brust. „Ist es denn möglich? Ist es des Glückes nicht zu viel? Sie lieben die kleine Franzserl?“

„So sehr, daß ich sie nicht mehr entbehren kann. Du willst also bei mir bleiben? Willst nie mehr von mir gehen? Sprich!“

Franziska machte sich von ihm los. „Mein Gott! Warum prüffst Du mich so schwer!“ sagte sie, die schönen Hände über der Brust faltend. „So viel Glück und — so viel Schmerz! Nein, bleiben kann ich nicht, Durchlaucht; bleiben kann ich nun erst gar nicht; wo jeder Leumund fortan Wahrheit wäre. Ach! Es ist des Glückes zu viel! Herz, hemme Dein Pochen, oder Du zersprengst mir in Deiner Freude die Brust!“ Sie legte die Hand darauf, als müsse sie es halten.

„Sei nicht thöricht!“ sagte der Herzog mit zärtlichem Blicke auf sie. „Komm, setze Dich zu

mir und höre mich vernünftig an. Sieh, ich kann Dich, wenn ich es auch wollte, nicht zu meiner Herzogin machen, das siehst Du ein, nicht wahr?"

„Ich weiß es!“ sagte sie zustimmend.

„Du kennst das Verhältniß zwischen meiner Gemahlin und mir; sie trägt den Namen meiner Gattin, aber vor Gott trägt sie ihn lange nicht mehr. Vor Gott also darfst Du ruhig ihre Stelle einnehmen, ohne daß Du ihn damit beleidigst oder Dein Gewissen dadurch beschwerst.“

„Vor Gott? Aber wir leben auf Erden und sollen unter den Menschen Seine Statuten ehren.“

„Fürchte Gott und scheue Niemand!“ sagte der Herzog feierlich.

„Wenn ich auf Seinen Wegen wandele, Durchlaucht. Aber wäre es auch ein Gebot unseres Herrn, wenn ich die Stelle Ihrer rechtmäßigen Gemahlin einnehmen wollte?“

„Ich sage Dir ja, daß sie es nur dem Namen nach ist; in der That aber sind wir so gut wie geschieden. Du erhältst den ersten Platz in



meinem Herzen, an diesem muß es Dir, wenn Du mich liebst, genügen.“

„Wenn ich Sie liebe, Durchlaucht? — Wie vor Gott, kann ich sagen: von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe! Mein Leben Ihnen hingeben würde ich freudig. Fordern Sie von mir, was es auch sei, es ist Ihnen im Voraus gewährt, sobald es mein Seelenheil unangetastet läßt. — Aber rein vor den Menschen zu wandeln, wie ich rein vor Gott zu wandeln mich bestrebt habe, das ist mein Wunsch! — Verargen Sie es mir nicht, Durchlaucht, daß ich dem großen Glücke, welches Sie mir bieten, mein ewiges Heil nicht opfern kann.“

„Menschenfahrungen!“ fuhr der Herzog auf. „Was macht sich die Liebe aus diesen? Was gilt Dir die Meinung der Welt, wenn Du vor Gott mein Weib bist und keine Andere neben Dir steht? Wie, Franzerl, so wenig bin ich Dir werth, daß Du hier schwanken kannst?“

„Was hilft mir ein „vor Gott,“ Durchlaucht, über das die Kirche keinen Segen sprechen könnte, noch würde?“ sagte Franziska mit steigender Angst; „was hilft mir ein „vor Gott“, das mich

des Vorrechtes, an den Tisch des Herrn zu treten, verlustig machte und mich zwänge, im Angesichte einer ehrbaren Frau den Blick senken zu müssen? Ach! Ich fühle so ganz den Umfang des mir gebotenen Glückes, daß es mir schwer wird, gegen die eigene Neigung hier meine Beschützerin zu sein, und ich flehe Ihre Durchlaucht an, bei Allem, was Ihnen heilig ist, flehe ich Sie an, mich vor einer Nachgiebigkeit zu bewahren, die mein Elend auf Erden, meine Verdammniß im Himmel nach sich ziehen müßte!“

Sie sank vor ihm nieder und umfaßte bittend seine Kniee.

„Lassen Sie mich von hier ziehen, heute noch, ich flehe Sie!“ rief sie mit angstvoller Geberde. „Irgend eine Hütte wird mir genug sein. Dort will ich mit der Erinnerung an das Glück dieser Stunde, mit dem Andenken an Sie, in der Stille leben. Ich bitte Durchlaucht, mir diese Gunst zu gewähren.“

„Ich gewähre sie Dir nicht!“ sagte der Herzog, durch ihre Einwürfe gereizt. „Du bleibst; auch wenn es Dir Dein Seelenheil kosten sollte; Du bleibst.“

„So gebe mir Gott den Tod!“ rief Franziska, durch diese harten Worte gekränkt und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um ihren Schmerz darunter zu verbergen. „Das war nicht Liebe, die konnte so grausam nicht sein; das war Tyrannei,“ die das sprach.

Der Herzog sprang auf und schritt rasch mehre Male durch das Zimmer, seinen Zorn zu bemeistern; endlich blieb er vor ihr, die noch immer auf den Knien lag, und das Haupt in ihren Händen begraben, auf einen Stuhl hatte sinken lassen, stehen. — Sanft legte er seine Hand auf ihren Scheitel und rief: „Franzerl!“

Der Ton, in dem er das sagte, war milde; er kam aus seinem Herzen.

Sie erhob das Haupt und sah zu ihm auf; was sie in seinem Auge las, beruhigte sie.

„Franzerl!“ sagte er noch einmal und zog sie zu sich empor. „Du mußt Dich durch solche Aeußerungen meiner Hestigkeit nicht erschrecken lassen. Ich bin an keinen Widerstand gewöhnt, welcher Art er auch sein mag. Was ich wollte, war stets ein Gesetz für Andere. Von Frauen habe ich ihn sogar nie erfahren. Die Liebe eines

Fürsten hat etwas gar Schmeichelhaftes für Dein Geschlecht, ihre Eitelkeit wird bestochen und sie geben sich hin. Das ließ mein Herz kalt. Der Slave ihrer Eitelkeit wollte ich nicht sein, und bin es, Gott sei Dank, auch nie geworden. Weiberregiment hat Württemberg darum nicht kennen gelernt; eine Grävenitz konnte hier nicht herrschen, denn sie hätte damit den Anfang machen müssen, mich zu beherrschen und das war unmöglich. Ich bin ein gar eifersüchtiger Gott, eifersüchtig auf meine höchste und unumschränkte Gewalt. Du hast mir opponirt, wie noch Niemand vor Dir es gewagt. Ich verzeihe Dir das. Aber Deinen Sinn durchsetzen darfst Du mir gegenüber dennoch nicht. Ich will Dir alle Concessionen machen, welche in meine Macht gestellt sind. Fordere! — Was begehrt Du, um Deine Ehre unter den Menschen gewahrt zu sehen? Was befriedigt Dein Gewissen im Punkte Deiner Stellung? — Nenne es mir und es ist Dir zugestanden.“

Frauziska sah mit einem Blicke unendlicher Liebe zu ihm auf.

„Wenn Sie doch kein Fürst wären!“ seufzte sie.

„Das Uebel ist mir nun einmal durch meine Geburt vermacht!“ erwiederte er lachend und mit Ironie; ich kann mich davon nicht losmachen. Du mußt Dir dies kleine Malheur gefallen lassen, wie ich es thue, und die damit in meine Hand gelegte Macht, Deine Wünsche zu erfüllen, als Ersatz hinnehmen. Also rede! Was willst Du, daß ich für Dich thue? —“

„Ich weiß es nicht!“ sagte sie traurig.

„Du weißt es nicht? — Nun, so will ich selbst für Dich eine Bitte bei mir einlegen. — Du begehrt den Titel einer Reichsgräfin, nicht so?“

„Ich?“ fragte sie verwundert; „nein, gewiß nicht; denn was wäre die Reichsgräfin ohne den Reichsgrafen?“

„Du bist ein unverbesserliches kleines Wesen, Franzerl,“ sagte der Herzog lachend und nahm ihre beiden kleinen weißen Hände zwischen die seinen. „Du hast so echt spießbürgerliche Ansichten, als wärest Du eine Augsburger Patriziertochter. Sage mir, hast Du denn kein Wörtchen von der Verbindung meines Bruders Louis mit der Gräfin

von Reichlingen \*) gehört, und daß er dieser vom Kaiser einen Titel geben lassen?"

„Freilich!"

„Dasselbe will ich mit Dir thun."

„Der Bruder von Durchlaucht haben der Gräfin seine Hand gereicht."

„Märchen! Und kann ich denn nicht ein Gleiches thun? Hat nicht ein Fürst zwei Hände zu verschenken? Und diese meine Linke, wenn ich sie Dir biete, mit allen Rechten auf mein Herz, welche die Rechte Dir gewähren könnte, wird sie Dein Gewissen nicht beruhigen können? — Wirst Du an Deinem Seelenheil nichts mehr einzubüßen glauben, wenn Du vor Gott des Herzogs Karl Gemahlin heißt? Es ist der Himmel weiß, das Höchste und Neueste, was ich Dir bieten kann, mein Weib zu sein. Komm also an mein Herz! Sage, daß Du mein bist."

„Ihr Weib?" sagte Franziska, von dem Zauber des Wortes verlockt, und vergaß in seiner Umarmung, daß sie es unter den Menschen nicht sein könne.

---

\*) Ihr Vater war Kammerherr am Hofe August II.

## Siebentes Capitel.

Die Cavaliere des Hofes suchen Franziska's Bekanntschaft  
und erregen des Herzogs Eifersucht.

---

Sonntags spielte Schubart, der berühmte Dichter und Componist, in der Hauptkirche zu Ludwigsburg die Orgel, und es war Mode geworden, seit er so vielen vornehmen Damen und Herren des Hofes Unterricht in der Musik ertheilte, ihm dort zuzuhören. Man ging in die Kirche, wie die Leute vom Hofe noch heute dahin gehen; — zur Abwechslung von andern Vergnügungen. Der wahren Christen gab es zu allen Zeiten wenige in einer Classe, welche die Menschenrechte nicht anerkennt. Wer unter ihnen seinem Leben einen höhern Zweck unterlegte, als den, die Zeit auf die angenehmste Weise zu tödten, wurde ein Pietist genannt. Zu diesen sogenannten Pietisten gehörte auch der Herr

von Bernerdin, Franziska's Vater, und in diesem Sinne auferzogen, konnte sie sich ihrer Beziehung zu Gott und dem Bemühen, ihr inneres Leben nach dem ihr durch die christliche Lehre vorgehaltenen Ideale zu gestalten, nicht mehr entwöhnen.

Andächtig saß sie über ihrem Gebetbuche gebeugt und erhob erst mit dem Beginne der Predigt, wie um besser ihr Ohr zu leihen, das Haupt. Sie ahnte nicht, daß sie bei ihrem ersten Besuche der Kirche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sei. Gar schnell hatte sich das Gerücht in Ludwigsburg verbreitet, daß eine sehr schöne Dame aus den Fenstern des Hauses, welches die Grävenitz gefürchteten Andenkens bewohnt, schaue, und Jeder war neugierig, das neu aufgehende Gestirn kennen zu lernen.

Am Abend fand, wie allsonntäglich, große Assamblee beim General von Wimpfen statt. Dieser Edelmann der alten Zeit, gewissenlos bis in's Herz hinein, als Motive seines Handelns nur den eigenen Vortheil kennend, um Fürstengunst, als um ein nothwendiges Mittel zu seinem Zwecke, buhlend, stand seit vielleicht zehn Jahren



an der Spitze des Militairs in Württemberg \*) und war die Ursache vieler öffentlich gerügter Mißbräuche. In seiner Erscheinung ein Cavalier, gebieterisch in seinem Wesen, als ob er mit seinem Stirnerunzeln Armeen zu befehlen habe, vornehm in seinem Aussehen vom Scheitel bis zur Sohle, bestach er den Herzog durch sein imponirendes und dabei ihm gegenüber ehrerbietiges Wesen.

Herzog Karl ward leider! stets zu leicht durch äußere Vorzüge eingenommen.

In glänzender Uniform stand der General an diesem Abend wiederum in der Mitte seines Salons, umgeben von seinen Gästen, die er mit einer Miene so huldvoller Freundlichkeit, als ob er ein Fürst unter ihnen wäre, empfing.

Mit glühendem Auge und aufgeregt, trat Frau von Königseck in den Kreis. Ihr Blick suchte den Bruder; dieser bemerkte sie nicht gleich. Endlich gelang es ihr, ihm so nahe zu treten, um in sein Ohr raunen zu können: „Ich muß mit Ihnen sprechen, mon frère? Einen Augenblick nur! Folgen Sie mir in jene Fensterbrüstung!“

---

\*) Memoiren des General von Wimpfen.

Franziska v. Hohenheim. II.

Der General gab ihr einen bejahenden Wink und suchte darauf, ohne Eile, und ohne Aufmerksamkeit zu erregen, ihrem Wunsche nachzukommen. So wie er sie erreichte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und hielt diesen krampfhaft fest, während sie sagte:

„Mon frère, ist es denn wahr, hat der Herzog wirklich eine neue Geliebte, — eine Maitresse en titre, wie das Gerücht geht?“

Der General zuckte mit den Achseln und erwiderte kalt:

„Liebe Josephine! Wozu diese Aufregung? Ist dem so, wie Sie sagen; nun, so müssen wir es geschehen lassen! Jetzt wäre für Sie ohnehin nichts mehr bei ihm zu erlangen. Der Moment, einmal verfehlt, kehrt nicht wieder zurück. Sie hätten Ihre Schönheit besser benutzen sollen. Ich habe Ihnen wegen der Lösung Ihrer Aufgabe nicht minder gerechte Vorwürfe zu machen, wie Sie sie sich selbst machen können; denn wir sind Fremde in diesem Lande, und stehen nur so lange wie wir in Gunst sind, „fest“.

„Mein Gott! Mein Gott! Ich würde es ihm

nie verzeihen, wenn er öffentlich eine Andere mir vorzöge!“

„Nur keine Unvorsichtigkeiten, ma soeur!“ sagte der General warnend. „Ist die Dame, von der Sie reden, im Stande, den Herzog für sich einzunehmen und eine feste Stellung bei ihm zu gewinnen; so müssen wir uns ihr zu nähern suchen.“

„Nie und nimmermehr!“ schrie sie auf.

„Wie Sie wollen, Madame de Königseck!“ sagte der General kalt. „Jeder muß wissen, welche Rücksichten er seinen Verhältnissen schuldig ist.“

Er wandte ihr den Rücken und mischte sich unter seine Gäste. Diese waren in Gruppen zusammengetreten und mit wenigen Ausnahmen beschäftigte Alle der gleiche Gegenstand.

Frau von Königseck glitt leise aus dem Zimmer.

„Mein Wagen!“ herrschte sie ihrem Diener zu und fuhr nach Hause; aber mit einem kleinen Umwege durch die von Franziska bewohnte Straße. Sie fand die Thüren vor deren Fenstern geschlossen; allein durch die Spalten drang aus mehreren Zimmern ein Lichtschein; folglich war sie zu Hause und vielleicht nicht allein.

So wie sie ihre Wohnung erreichte, rief sie ihren Kammerdiener zu sich in ihr Cabinet, und beauftragte ihn, nach dem Schlosse zu eilen und auszukundschaften, ob der Herzog zu Hause sei. Dann setzte sie sich und schrieb:

„Unglückliche!

Sie trauen den Schwüren eines Mannes, der noch nie einen Schwur gehalten hat; Sie glauben an Versicherungen der Liebe, welche nur Gewährung bezwecken, und dann vergessen sind; Sie bauen auf Versprechungen, welche er zu halten keine Absicht hat; lassen Sie sich daher, so lange es noch Zeit ist, warnen. Fliehen Sie! — Fliehen Sie diesen Verführer, welcher so manche Blume geknickt hat; fliehen Sie diesen Räuber der Unschuld, diesen Verräther an allen einer weiblichen Brust heiligsten Gefühlen. Fliehen Sie, noch bevor er seinen Zweck erreicht hat, und rächen Sie dadurch uns Alle; fliehen Sie, wenn Sie noch nicht gefallen sind, noch heute, noch in dieser Stunde.

Ihr Schicksal flößt mir Bedauern ein, darum sende ich Ihnen diese Warnung; sie kommt von Einer, welche gehofft, geliebt, vertraut hat, wie

Sie hoffen, lieben und vertrauen, und die verlassen worden ist, wie Sie es sein werden.“

Sie siegelte diesen Brief mit einem Petschaft ihrer Jungfer, und suchte einen Boten, welcher ihn an der Thüre Franziska's abgebe, aufzutreiben.

Es war dies nicht das erste und nicht das letzte anonyme Schreiben, welches man dieser seit ein paar Tagen zusandte, und die Empfindungen der Empfängerin waren beim Lesen der peinlichsten Art. —

Wer konnten diese geheimen Freunde sein, welche so unerwartet sich ihrer annahmen, auf so grausame Art Sorge für ihr Wohl äußerten?

Warum, wenn sie an einem Abgrunde stand, zu gleicher Zeit die Besuche so vieler hochgestellten Personen in ihrem Hause, deren Namen sie zum ersten Male hörte, deren Visiten sie mit einer artigen Ausrede abwies, und welche dennoch bei ihr einzudringen begehrten, ja sogar den Zutritt von ihrer Dienerschaft mit Gold zu erkaufen sich bestrebten?

Ihre Verwunderung hierüber sollte jedoch einen noch höheren Grad erreichen, als bald darauf ein Schreiben des Herrn Kammerherrn von Pentrum

einließ, worin er, und zwar nicht in den artigsten Ausdrücken, das Verlangen kundgab, daß sie als fürstliche Geliebte seinen Namen nicht ferner tragen möge. Also auch an ihn hatte man sich gewandt?

Scham und Zorn wechselten bei Lesung dieser Zeilen in ihrer Brust. „Es ist eine schwere Prüfung, welche mir der Herr auferlegt!“ sagte sie zu sich selbst. „Aber ich muß, was ich nicht ändern kann, tragen.“

Sie ließ einen Wagen bestellen, um nach Stuttgart zu dem Bühler'schen Ehepaar zu fahren, und diesem ihr Leid zu klagen. Der Herzog hatte ihr mit der Wohnung die Erlaubniß erteilt, eine Equipage aus dem fürstlichen Stall benutzen zu dürfen, und zum ersten Male machte sie heute von dieser Gebrauch. Gertrude begleitete sie; Gertrude, so stolz auf dies Gespann, Franziska so demüthig in dem Bewußtsein, wie man sie deshalb verketten würde.

Sie war glücklich in ihrem Herzen durch die Liebe des Herzogs; aber ihre Stellung zu der Welt, und ihr Erscheinen unter den Menschen ängstigte und quälte sie dabei unbeschreiblich. Nur im häufigen Gebete fand sie den Trost und auch

den Muth, ihren nun gewählten dornigen Pfad mit Würde zu wandeln.

Die Geheimrätthin Bühler empfing sie, wie immer, mit offenen Armen und machte den Kummer der Freundin sogleich zu ihrem eigenen. Sie war in der Nähe des Hofes aufgewachsen und kannte daher die Gemeinheit dieses Adels, der von der Gunst des Fürsten lebt; vorsichtig entwarf sie Franziska ein Bild seiner Sitten, und wie schwer es Leuten werde, die keine Tugend besitzen, an eine Tugend zu glauben.

„Sie wollen mich also zu ihren Zwecken benutzen,“ sagte Franziska; „und womit haben sie es denn um mich verdient, daß ich mich von ihnen benutzen lasse? — Ja, wenn sie das Wohl des Landes, das Beste des Herzogs suchten, so möchte ich geneigt sein, ihnen bei diesem meine schwache Stimme zu leihen, aber sonst gewiß nicht! Es ist ja eine Beschimpfung, welche sie mir anthun, und keine Schmeichelei. Sie wollen meine Liebe zu dem Herzog käuflich machen; — diese arme und doch so reiche Liebe, welche mich einen so hohen Preis kostet, — einen Preis, den zu zahlen mein bißchen Kraft kaum ausreicht: — den Kampf

mit meinem Gewissen und den Sagenen der Welt.“

„Sie begehen aber kein moralisches Unrecht, und —“

„Ich weiß es!“ fiel Franziska rasch ein, „ich weiß es, meine liebe Bühlerin. Vor meinem Herrn im Himmel bin ich absolvirt. Aber ich gebe Kergerniß auf Erden. Und was wird die Gemahlin des Herzogs, wenn die Nachricht, daß ich ihre Stelle in seinem Herzen eingenommen habe, nach Bregenz gelangt; was wird sie dazu sagen? — Indessen! — Als seine liebe Stimme „Franzerl!“ rief, Franzerl, mit einer Betonung, die ich nicht wiedergeben kann, als er mich in seine Arme schloß, mein Haupt an seiner Brust ruhte, da — nein, da hätte ich nicht nein sagen können, da fühlte ich mich stark genug, ihm das Opfer zu bringen, vor den Menschen mit einem Makel zu wandeln.“

„Thorheit!“ rief die Bühler dazwischen. „Und nun das unermessliche Gute, welches Sie stiften werden, indem Sie ihn für eine neue Anschauung seiner Pflichten und eine ganz andere Stellung zu seinem Lande gewinnen! Das Werk, welches



die Vorsehung damit in Ihre Hand gelegt hat, adelt ein noch größeres Opfer, wie Sie es bringen, und macht Sie würdig, wie eine Heilige unter uns verehrt zu werden.“

„Schmeicheln Sie mir nicht!“ sagte Franziska kopfschüttelnd; „denn der gute Wille verbürgt noch nicht das Vollbringen. Kann die Liebe ein Wunder bewirken, so ist die meinige stark genug, das Höchste zu leisten; doch kennt sie auch den Zweifel an sich selbst. Und nun diese vielen Warnungen! Sagen Sie mir aufrichtig, liebe Freundin, ist denn mein guter Herzog so wankelmüthig, wie man es ihm nachsagt? — Stehe ich wirklich in so großer Gefahr, daß er mir die Treue breche? Ich zittere, wenn ich mir nur eine solche Möglichkeit vorstelle, ich zittere vor einem so kurzen Glücke; vor Allem aber zittere ich davor, mein Vertrauen zu ihm und zu seinem Worte durch solche Warnungen erschüttern zu lassen; denn ist mein Vertrauen dahin, so ist auch mein Glück dahin, und das Opfer, womit ich es erkaufte, lastete dann wie ein Verbrechen auf mir. Liebe ohne Treue ist meinem Herzen undenkbar; so kann ich auch an keine Liebe glauben, welche der Treue nicht fähig wäre.“

Die Bühlerin suchte sie zu beruhigen und getröstet verließ sie sie endlich, das Versprechen eines Besuchs von ihr mit sich nehmend. Kaum hatte sie sich entfernt, so trat der Herzog ein.

„Sie war eben bei Ihnen? Was hat sie gesagt?“ fragte er aufgeregt.

„Man quält sie mit anonymen Briefen, die ihr Vertrauen zu Durchlaucht erschüttern sollen; sie kam daher, Trost bei mir zu suchen;“ sagte diese, ihn schlau beobachtend.

„Ha! Ich dachte es wohl, daß man ihr nicht unbeneidet den Platz gönnen würde!“ rief er mit Spott, den Kopf in die Höhe werfend.

„Sie nimmt die Sache anders auf; sie findet die Ausdrücke, in denen man von ihrem Verhältnisse zu Durchlaucht redet, beleidigend, sie findet auch für Durchlaucht diese Warnungen kränkend; denn sie begreift nicht, daß ein Mann sein Wort nicht halten und einem Weibe die Treue brechen könne. Sie wollte von mir wissen, ob Sie dieser Schwäche fähig wären, weil sie Sie dann nicht länger bewundern und kaum noch lieben könne, denn Liebe ohne Treue sei ihr undenkbar.“

„Thorheit, sie soll erfahren, daß ich alle

Tugenden, die einen Mann zieren können, besitze, quand tel est mon plaisir!" rief er hochfahrend aus. „Die kleine Franzerl darf sich nicht einbilden, mich auf Eigenschaften zu ertappen, die ihrer Bewunderung nicht werth wären. Das bitte ich mir aus! Man soll sie mir aber in Ruhe lassen. Ich will an das Licht zu bringen suchen, wer diese anonymen Schreiber sind und ihnen das Handwerk legen. — Wozu bin ich denn Herzog? Wer hat sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen? Ich möchte nur wissen, was die Leute mein Verhältniß zu ihr eigentlich angeht?"

„Man fürchtet den Einfluß einer schönen jungen Frau! Die Damen des Hofes sind neidisch, jene, welche sich der Gunst von Durchlaucht erfreut haben, sind eifersüchtig. Der Montmartin aber scheint vor Allem dabei interessirt zu sein, denn er ist sogleich von seinem Pandsitze hierher gekommen und hat alle möglichen Erkundigungen eingezogen, wie er sich bei Franziska in Gunst setzen könne; ich weiß das von ihren Leuten, die er als Spione in seinen Sold genommen hat. Gertrude, welche nicht die allerklügste ist, und vor einer Excellenz eine große Ehrfurcht hegt, hätte

ihn gestern, von seinem Golde geblendet, beinahe ungemeldet bei ihrer Herrin eintreten lassen. Die arme Franziska ist wahrlich in ihren eigenen Zimmern nicht mehr vor diesen Ueberlästigen sicher, die Alles anwenden werden, um den Traum ihres Glückes zu zerstören.“

„Hölle und Teufel!“ fuhr der Herzog auf. „Das unterfängt man sich? — So will ich doch zeigen, wer ich bin. Montmartin erhält heute noch seine gänzliche Entlassung aus meinem Dienste und den Bescheid, sich hier nicht ferner blicken zu lassen.“

„Ein so schönes junges Weib, dazu so frisch und unschuldig wie der junge Tag, ist in der That fähig, alle Köpfe zu verrücken,“ fuhr die Bühler, als habe sie seine Bemerkung überhört, unbeirrt fort, „und es sollte mich nicht wundern, wenn man ihr endlich den Kopf verdrehte und aus ihr machte, was alle Andern sind: eitle Coquetten, welche mit einer Eroberung glänzen wollen.“

„Schweigen Sie!“ rief der Herzog barsch. „Ich mag solch Gewäsch nicht hören. Ich werde doch wohl ein Weib, daß ich für mich zu behalten wünsche, zu hüten wissen? — Das fehlte auch noch, daß ich mit meinen Hoffchranzen um die

Wette bei ihr den Artigen spielen sollte! — Nein, so haben wir nicht gewettet. Wen ich mit meiner Zuneigung beehre, dem darf kein Versucher nahen.“

„Aber wie wollen Durchlaucht das ändern? Sie kann nicht das Leben einer Gefangenen führen? Sie muß doch ausfahren, ausgehen, ein Theater besuchen, einen Spaziergang machen?“

„Das muß sie freilich und das soll sie auch; aber nur in meiner Begleitung. Von heute an verläßt sie das Haus nie mehr ohne mich.“

„Was wird das Publikum dazu sagen, Durchlaucht? Und wie würde die arme Frau Barouin den *Muth* haben, sich öffentlich an Ihrer Seite zu zeigen, und so dem Leumund die gerechteste Nahrung zu geben? — Um so mehr, seit der Baron von Ventrum ihr seinen Namen fernerhin zu führen untersagt hat.“

„Das hat er sich unterfangen!“ rief der Herzog zornglühend. „Nun wahrlich, dann soll sie dafür einen so schönen und so ehrenwerthen erhalten, wie ihn jemals nur eine Frau geziert hat. — Es ist lächerlich! — Als ob von mir geliebt zu werden, ein Schimpf wäre. Wir wollen doch sehen, ob eine Frau durch meine Gunst wirk-

lich vor der Welt entehrt dastehen kann! Wir wollen das einmal in Erfahrung bringen! — Sagen Sie dem Geheimrath, daß ich ihn zu sprechen wünsche; aber sogleich. Lassen Sie ihn auffuchen, wo er auch sei. Indessen führen Sie mich in sein Zimmer, damit ich dort einen Brief an meinen Bruder, den Kaiser Josef, aufsetze, der noch, in dieser Stunde mit einem Courier nach Wien abgehen muß. Sie selbst aber, kleine Frau, halten sich bereit, sogleich mit dem Geheimrath nach Ludwigsburg zu kommen; denn ich bedarf Ihrer dort als Zeugin bei einer feierlichen Handlung.“

„Ich stehe Durchlaucht zu Befehl,“ sagte diese, ihr Vergnügen über den Auftrag mit Mühe verbergend. Eilig öffnete sie die Thüre nach dem Zimmer ihres Gatten und ließ den Herzog eintreten; als sie diese hinter ihm schloß und sie sich allein sah, faltete sie die Hände mit einem Gottlob! Dann lief sie in die Küche und rief ihr sämmtliches Dienstpersonal, um es dem Hausherrn nachzusenden. Sie wußte schon ungefähr, wo dieser zu finden sei, und stellte sich an das Fenster, seiner Ankunft entgegensehend. Nicht zehn Minuten vergingen und sie hörte seinen

Schritt auf der Straße; denn sie hatte zu oft mit liebender Sorge auf sein Heimkommen gelauscht, um diesen nicht in weitester Ferne zu erkennen. Freudig eilte sie ihm die Treppe hinunter entgegen und warf beide Arme um seinen Hals.

„Er ist da, ist in Deinem Zimmer!“ flüsterte sie in sein Ohr. „Es kann Alles noch gut werden!“

Dann zog sie ihn in ihr Schlafgemach, schloß die Thüre sorgfältig und sagte leise in athemloser Eile:

„Er ist jetzt auf gutem Wege, ihr seine Versprechungen zu halten, denn er ist eifersüchtig zum Rasendwerden und außer sich über die Nachstellungen, denen sie ausgesetzt ist. Wenn wir es klug anfangen, so wird er Montmartin, Wimpfen und das ganze Gefindel, welches unser Vaterland ruinirt, jetzt fortjagen. Er ist ganz in der Stimmung dazu. Er will gleich einen Courier an den Kaiser schicken, wahrscheinlich, um ihr einen Titel kommen zu lassen, weil der Centrum es sich verboten hat, daß sie dessen Namen als fürstliche Geliebte ferner noch führe. Dann will er sie nicht mehr aus den Augen lassen, sie soll ohne ihn nicht ausgehen, wie ein Cerberus will er sie

bewachen, und das ist grade recht; er hat dann Beschäftigung und kann auf keine schlimmen Gedanken kommen. Ziemlich ihr also jetzt die verrückten Hofleute aufwarten, um so besser. Je mehr Schwierigkeiten, je werthvoller der Besitz. Wir sollen ihn nach Ludwigsburg begleiten, um Zeugen einer feierlichen Handlung zu sein. Ohne Zweifel also will er sie sich heute noch an der linken Hand antrauen lassen; denn bevor dies geschehen ist, daß weiß er schon, nimmt Franziska weder seine Begleitung, noch seinen Schutz an. Sie war vorhin bei mir, und ich hatte alle Mühe, sie zu beruhigen, daß er sein Wort halten würde. Die Arme! — Die Angst, die Sorge stand auf ihrem Gesichte geschrieben, während ihr Mund sich weigerte, einen Zweifel an dem Manne laut werden zu lassen, den sie so gar sehr und von ganzem Herzen liebt.“

Bühler lächelte bei dem Redestrom seiner Gattin. Als sie endlich eine Pause machte, sagte er:

„Solche Trauung ist aber eine Ceremonie, ohne alle Gültigkeit vor dem Gesetze; denn wie



kann ein Mann zwei rechtmäßige Weiber haben?  
Wir sind ja keine Türken.“

„Wie Du nun sprichst, Bühler!“ fiel seine kleine Hälfte kopfschüttelnd ein. „Ist denn die Eine nicht so gut wie todt?“

„Sie lebt aber doch noch!“

„Nun ja, sie lebt. Aber moralisch ist sie todt.“

„Das weiß ich auch nicht so ganz gewiß,“ sagte er schelmisch.

„Wenigstens macht sie keine Ansprüche an den Gemahl, sie ist von diesem vor Gott und in ihrem Herzen geschieden, und vor Gott und in seinem Herzen nimmt dieser ein anderes Weib; das genügt vor dem Gewissen.“

„Nun ja, das ist auch Alles recht schön; allein gewonnen ist damit weiter nichts, als eine Selbsttäuschung. Der Herzog ist überdem Katholik.“

„Aber andere Fürsten haben ja auch Frauen an der linken Hand!“

„Wenn sie keine an der rechten haben, so hat diese morganatische Ehe den Zweck, der Frau die Rechte einer Gattin zu gewähren, ohne daß sie die Titel und des Mannes Würden trage, oder

die Kinder diese erben; allein, wo schon eine Frau ist, kann aus dem Grunde keine Rede davon sein, und die zweite Frau verfällt dann stets in den Rang einer Geliebten. Ob der Herzog nun Franziska hat täuschen wollen, oder ob er sich selbst täuscht; genug, so ist der wahre Bestand der Sache. Er mag sie sich antrauen lassen, wie er will; das Verhältniß bleibt dasselbe.“

„Wie Du nun redest,“ rief seine kleine Gattin mit Thränen in den Augen. „Ihr Männer seid rechte Starrköpfe! Es ist doch wahrhaftig ein Unterschied, ob man sich in eine Kirche begiebt und am Altare des Herrn gelobt, eine Frau lieb und werth zu halten, und in Noth und Tod sie nicht zu verlassen, oder ob man bloß zum Scherz mit ihr liebäugelt? — Was man dem lieben Gott versprochen hat, wird man doch gewißlich halten? — Und wenn eine Frau darauf nicht bauen soll, was bleibt uns dann noch übrig? — Das weltliche Gesetz ist recht gut, was die Vermögensumstände und das Mein und Dein nach dem Tode betrifft; aber welche Frau, die ihren Mann lieb hat, wird hingehen und ihn dort verklagen wollen, daß er sie nicht liebe und ehre, wie

seine Hausfrau, und Nachts zu spät aus dem Weinhaufe heimkehre?“

„Halt! Du wirst anzüglich!“ sagte der Geheimrath und legte ihr die Hand auf den Mund.

Indem wurde über ihren Köpfen heftig geschellt.

„Das ist er,“ sagte die kleine Frau. „Wie ungeduldig er ist! Eile nur zu ihm hinauf; aber sage auch nichts von Deinen gesetzlichen Verbindlichkeiten, hörst Du, Männchen! Laß ihn glauben, daß er sie heirathet, wenn er es glauben will. Gott wird mit der Absicht zufrieden sein.“

„Wie Ihr Weiber doch Alles mit dem Herzen macht. Selbst der liebe Gott soll nach Eurer Pfeife tanzen,“ erwiderte er kopfschüttelnd, und entfernte sich.

## Achtes Capitel.

Der Kaiser giebt Franziska den Titel einer Gräfin von Hohenheim und sie wird dem Hofe so vorgestellt.

---

Wenn Neugierde den Fremden verleitet, das einsame Schloß in Ludwigsburg in Augenschein zu nehmen, so nennt ihm sein Führer im Hauptflügel ein Eckzimmer als das von Franziska von Pentrum bewohnt gewesene Gemach, worin der Herzog sie, nachdem er sie entführt, versteckt gehalten habe.

Im Munde des Volkes erzählte man sich die Begebenheiten auf diese Weise; denn man stand dort dem Hofe zu fern, um an der Quelle zu schöpfen. Die Wahrheit aber war, daß sie sich nur so lange hier verborgen hielt, bis der Courier aus Wien zurückkehrte.

Das Zimmer bot die Aussicht auf die Favorite,

eine Art Pavillon, welcher dieser eigentlichen Fagade gegenüber liegt. Reiche Waldungen überfieht hier das Auge. Links hinüber gewinnt man den Anblick des Hohen-Asperg.

Viele Stunden des Tages faß Franziska jetzt am Fenster dieses Gemaches und ſchaute hinaus auf Wald und Flur, ohne daß die Hand die Nadel zu führen, oder ein Buch ſie zu fesseln vermochte; denn das Neue ihrer Lage wirkte zu mächtig auf ſie ein.

„Wie iſt denn das Alles ſo gekommen?“ fragte ſie ſich, und fuhr mit der weißen Hand über die Stirne, als ob es dort erſt hell werden müſſe. Sie lächelte dazwiſchen befriedigt vor ſich hin; bald aber umdüſterte ſich auch wieder ihr Auge.

Sie fühlte mehr und mehr, daß es doch eine ganz eigenthümliche Sache damit ſei, vor Gott gerecht zu wandeln, und den Menſchen dennoch ein Aergerniß zu geben. Eine Art Zagen überſchlich ſie dann und wann bei dem Gedanken.

Ein harter Schritt nahte jetzt ihrem Zimmer, eine feſte Hand legte ſich an das Schloß, und der Herzog trat, ohne zu klopfen, bei ihr ein.

Sie war bei seinem Erscheinen hochroth vor Freude. Sie stand auf — ihr Fuß wollte ihm entgegeneilen, ihre Arme ihn umschlingen; aber furchtsam verharrte sie, trotz diesem in ihren Zügen ausgesprochenen Verlangen, auf ihrem Platze, und reichte ihm nur grazios die kleine weiche Hand hin, welche er küßte.

„Es sind von Paris Sachen für Dich angekommen, Franzerl,“ sagte er huldvoll und faßte sie unter das Kinn, um ihr besser in die großen blauen Augen schauen zu können. „Ich habe nur ein paar Audienzen zu ertheilen, dann sollst Du sie in meiner Gegenwart auspacken; — auch ausprobiren, wenn es Dir Vergnügen gewährt. Ich will Dich in Deiner Gefangenschaft unterhalten, so gut ich kann; aber kein trauriges Gesicht mache mir mehr! Vor Allem — keine Thränen! Hörst Du, liebes Schatzel!“

„Sind Durchlaucht heute nicht mit mir zufrieden?“ sagte sie, ihn anlächelnd.

„Freilich bin ich's. Du siehst ja heiter aus, wie der junge Tag. Aber nun laß es auch so bleiben. Es wird ja nicht ewig dauern, daß Du hier eingesperrt sitzt! Also nur Geduld!“

„Wenn Sie da sind, dann ist ja auch Alles gut, mein lieber Herzog!“

„Und ich komme gewiß, so oft es meine Geschäfte erlauben, zu Dir. Diesen Abend werde ich wieder im Mondenscheine mit Dir spazieren gehen und morgen besucht Dich die Bühler. Nun? Wird das hinreichen, Deinen Trübsinn zu bannen?“

„Wie lieb, wie gütig, wie gnädig Sie sind, mein theurer Gemahl!“ rief sie innig aus, und ergriff seinen Arm, um ihr Haupt an seine Schulter zu lehnen.

„Pst!“ rief der Herzog und eine Wolke zog über seine Stirne, er streifte jedoch mit der freigelassenen Hand ihr schönes Haupt, während er sagte: „Die kleine Franzerl wird sich schon gewöhnen müssen, unbeschadet ihrer Empfindungen, in der Form zu bleiben; denn bei uns gekrönten Häuptern haben die Wände Ohren und vor der Welt paßt nicht immer, was man vor seinem Gott und Herrn laut aussprechen darf.“ Er küßte sie und verließ das Zimmer.

Franziska sah ihm gedankenvoll nach. Das Wort Gemahl hatte sein Ohr verletzt.

Das Haus der Grävenitz stand jetzt wieder verschlossen, man sah, daß es unbewohnt war und zerbrach sich in der Stadt den Kopf darüber, was aus der schönen Inhaberin geworden sei. Am Sonntage in der Kirche erschien diese auch nicht wieder. Sie konnte also in Ludwigsburg wohl nicht mehr anwesend sein. Indeffen litten Alle, welche sich um ihre Bekanntschaft bemüht hatten, von der Ungnade des Herzogs, der mit Bühler in seinem Cabinet eingeschlossen saß und Abschiede ausfertigen ließ. Nicht weniger als siebenundvierzig Officiere sollten aus dem Dienste entlassen werden. Eine solche Maßregel zu treffen, ohne den Rath des Generals Wimpfen einzuholen, hieß diesen beleidigen; kaum aber hatte er seiner Empfindlichkeit Worte geliehen, so erlaubte ihm Herzog Karl, sich gleichfalls aus dem Dienste zurückzuziehen. Es schien, als wenn er des Adels und der Müßiggänger nicht weiter bedürfe; denn er lud Niemand an den Hof, gab keine Feste, und brachte seine Zeit man wußte nicht womit zu. Fragte man nach ihm, so hieß es: er sei beschäftigt.

Ein allgemeines Entsetzen bemächtigte sich der



eleganten Welt von Ludwigsburg. Was sollte aus dieser, was überhaupt aus der Gesellschaft werden, wenn diese Laune des Herzogs fortbestand? Man durfte das nicht leiden; aber wie hier Widerspruch erheben? Mit einem Herrn, der sein et tel est mon plaisir auf der Stirne trug, und so lange er lebte, keine Einrede geduldet hatte, war das erste Wort schwer zu wagen; auch ließ sich die Klage nicht leicht in Worte kleiden.

Schriftlich kann man vieles leichter aussprechen, und schriftlich versuchten sie es also, sowohl in Versen wie in Prosa, ihn zu Gunsten eines Ortes zu stimmen, der von seinem Lächeln bis dahin gelebt hatte, wie man sich ausdrückte, und durch eine Falte auf seiner Stirn den Tod erfuhr. Es waren rührende Elegieen auf die begrabenen Herzen seiner Cavaliere und ihrer Damen, womit man ihn bestürmte. Man wußte nicht, daß man eine Natur, wie die seinige, damit noch mehr zum Widerspruche reizte; — man hatte das schlimmste Mittel zum schlimmen Zwecke erwählt.

Er lächelte ironisch über diese Bittschriften und brachte Franziska dieselben als Unterhaltungslectüre mit.

„Ich habe das arme Stuttgart stets bedauert,“ sagte diese. „Es war eine gar harte Strafe für die Stadt, ihren Fürsten zu verlieren. Vielleicht erhält es nun seine Verzeihung. Es ist doch ein schicklicherer Platz für eine Residenz, als dieser Schmollwinkel.“

Der Herzog lachte über den Schmollwinkel und küßte das Wort von ihren Lippen.

„Sie hätten jetzt doch nichts von mir, wenn ich auch zu ihnen zurückkäme,“ sagte er dann gut gelaunt; „es ist ja mit der glänzenden Hofhaltung auf lange, wenn nicht auf immer vorbei. Ich werde fortan leben, wie Friedrich von Preußen in Sanssouci lebt; denn ich habe meine Schwaben zu erziehen.“

„Was wird denn aber aus Ihren Hofleuten werden? Die Langeweile wird diese sämmtlich tödten!“ sagte sie lachend.

„Die sterben nicht so leicht, Frauzerl,“ sagte er spottend. „Es bleibt Alles bei ihnen auf der Oberfläche haften und trifft nicht das Herz. Ich muß sie darum noch ein wenig mehr zu langweilen suchen; vielleicht verfallen sie dann aus Langeweile darauf, auch etwas Nützliches thun zu

wollen. Es soll die Malerschule nach Stuttgart zurückverlegt werden; eben so auch das Theater. Und mein Erziehungs-Institut von der Solitude lasse ich ebenfalls da hinunter schaffen, wo es mir bequemer vor Augen liegt und in größerem Maßstabe sich erweitern kann. — Wir aber ziehen nach Hohenheim hinauf und wachen von dort her über Alles.“

„Wie herrlich!“ rief Franziska fröhlich. „Die kleinen Mädchen werden sich recht zu mir freuen, das weiß ich schon, denn sie haben mich Alle so lieb.“

„Ich glaub’ das gern; denn die Jugend anzubauen, ist noch das einzige dankbare Feld. Was man den Alten anthut, ist bald vergessen. Ich werde Dir dann aber eine noch nützlichere Thätigkeit zuweisen, Du sollst meine École des Demoiselles überwachen.“

„Pfiu!“ rief Franziska und wurde purpurroth. „Mädchen, die für das Theater und Ballet erzogen werden und leichte Sitten haben, — für diese kann ich mich unmöglich interessiren, Durchlaucht!“

„Nur nicht vorschnell!“ sagte der Herzog und

eine Wolke stand auf seiner Stirne. „Wir wollen auch dort reformiren und die Anstalt auf einen Fuß bringen, welche sie der Aufsicht einer tugend samen Frau würdiger macht. Die Männer, welche aus meiner Schule hervorgehen, müssen dort für sich passende Gefährtinnen finden können!“

Franziska schwieg.

Als sie später allein im Zimmer war, bemerkte sie, daß Gertrude unter allerlei Vorwänden ab- und zugin. Sie sah, daß diese etwas auf dem Herzen trug und die Gelegenheit suchte, es ihrer Gebieterin mitzutheilen.

„So sprich nur!“ sagte sie endlich. „Ich sehe Dir es an, daß Du etwas sagen willst. Warum redest Du denn nicht, statt unnütz an Tischen und Stühlen zu rücken? Hat Dir wieder Jemand einen Antrag gemacht?“

„Hier? Nein, Ihre Gnaden. Hier kommt so etwas nicht vor. Hier achtet mich Niemand so hoch, um mir solche Vorschläge zu machen!“ versetzte sie mit eigenthümlich bitterem und traurigen Tone. „Ach! Es war wohl eine schöne Zeit, als wir oben in Hohenheim lebten! Da gab's Freier, als ob sie auf den Bäumen wüchsen!“

„Wohl war es eine schöne Zeit, Gertrude, und sie wird wiederkehren, diese schöne Zeit; denn wir gehen bald dahin zurück,“ erwiderte ihre Herrin sanft.

„Was hilft das jetzt, Ihre Gnaden. Was gewesen ist, kommt damit nicht wieder. Mit uns ist nun doch Alles vorbei.“

„Wie so?“ sagte Franziska und sah sie verwundert an. Gertrude wurde verlegen und wandte das Gesicht ab.

„Ich meine, wir sind doch nicht, was wir gewesen sind. Ihre Gnaden werden es nicht ungütig nehmen.“

„Wie so?“ fragte Franziska noch einmal, sie mit großen Augen ansehend.

„Nun, ich meine in der Estimation der Leute!“ fuhr Gertrude endlich heraus, und strich verlegen ihre Schürze.

„Du, oder ich?“ fragte ihre junge Herrin erbleichend.

„Ich? Was bin denn ich, wenn ich nicht das bin, was meine Herrschaft ist? Wie Ihre Gnaden sagten, als Sie mir das Toupé verboten: wie der Herr, so der Knecht.“

„Du glaubst also, meinetwegen minder angesehen zu sein, wie es sonst der Fall gewesen?“

„Ich habe das nicht sagen wollen!“ rief Gertrude erschreckt, und warf sich auf die Kniee, um Franziska's Hand an ihre Lippen zu ziehen. Diese entzog sie ihr. Ein Schmerz, wie sie ihn nie empfunden hatte, ging durch ihre Brust; aber thänenlos blieb dabei ihr Auge. Sie richtete es auf die Dienerin, vorwurfsvoll und doch gütig. „Du erkennst mich,“ stand in ihrem Blicke geschrieben, „und ich darf mich nicht rechtfertigen. So gehe denn hin mit Deinem Unglauben an meine Tugend.“

„Du wünschest meinen Dienst zu verlassen, Gertrude, nicht wahr?“ fragte sie sie sanft.

„Davor bewahre mich der Himmel!“ schrie diese entsetzt auf.

„Nun, was wünschest Du denn, das Dir geschehe? Ich möchte Dich glücklich sehen. Du sollst nicht dadurch leiden, daß ich hier still und verborgen leben muß. Meine Verhältnisse wollen es so, die Deinigen nicht. Dein trübes Gesicht darf mir meine Lage nicht peinlicher machen.“

„Ich will kein trübes Gesicht mehr machen!

Es war unrecht, war sündlich, daß ich es that. Eine so gute Herrin finde ich in der ganzen Welt nicht wieder. Nein, ich bleibe bei Ihnen, was auch die Leute sagen mögen.“

„Nun, und was sagen denn eigentlich die Leute?“ fragte Franziska, während alles Blut in ihre Wangen schoß.

„Daß Ihre Gnaden nur Eine von Vielen sind, und wohl die längste Zeit — nun, wie soll ich mich gleich ausdrücken? — wohl die längste Zeit — ihre Violine — gespielt hätten!“

„Wenn die Leute das sagen, Gertrude, so haben sie ein Recht, so zu denken; ich weiß das recht wohl,“ erwiderte sie mit großer Ueberwindung. „Gewiß aber ist es: daß ich nicht Eine von Vielen sein werde, und daß ich das, was ich heute bin, mein ganzes Leben hindurch, sowohl vor Gott wie vor meinem eigenen Gewissen bleibe, d. h. eine unbescholtene Frau. Wenn die Menschen mich anders beurtheilen wollen, so thut es mir leid; aber öffentlich hintreten und sie über ihren Irrthum aufklären, das kann ich nicht. Ich muß ihre Mißachtung daher wie eine mir von Gott auferlegte Prüfung hinnehmen und als solche

tragen. In jenem Leben wird sich ja ausweisen, ob ich reinen Herzens gewesen bin.“

„Wenn Alles bleibt, wie es ist, dann gottlob!“ rief Gertrude aus. „Aber, verdienen Ihre Gnaden es mir nicht, wenn ich es nicht ertragen könnte, daß man mir meine schöne junge Herrin verstoßen, und ich hörte wohl, wie sie flüsterten: daß sie bald an die Thüre gesetzt werden würde.“

„Und ich versichere Dich, daß dies nie der Fall sein kann, noch wird,“ sagte Franziska, leichenblaß, und erhob sich, ihrer Fassung nicht mehr mächtig, um sich in das anstoßende Gemach zu begeben, dessen Thüre sie hinter sich verschloß.

Sie hatte dem Herzoge versprochen, nicht zu weinen; aber wie jetzt den Thränen gebieten? —

Urtheilte nicht der Hof, die Stadt, das Land ebenso wie Gertrudens Berichterstatter? Und was noch schmerzlicher sie berührte, war: mußten ihre Eltern nicht in gleicher Sorge, wie ihre Dienerin, um sie schweben, — ihre lieben, ehrenwerthen, hochverehrten Eltern! — und auch diese sollte sie nicht enttäuschen, auch diesen den wahren Sachbestand nicht melden können? —

In solchen schweren Stunden, deren es wie-



berholt für sie gab, war dann der Besuch von der Bühler ein unaussprechlicher Trost für sie; denn sie fand bei ihr Theilnahme und auch Zuspruch. Heute aber sollte auch ein Brief von Henriette Grollmann den Kummer zerstreuen helfen, welchen sie durch Gebet zu lindern und zu beschwichtigen schon vergeblich versuchte.

Henriette erfuhr durch den kleinen Kammerherrn, dem gleichfalls daran lag, sein Herz vor einer theilnehmenden Seele auszuschütten, Alles was er über Franziska's Aufenthalt und ihre Lage in Erfahrung bringen konnte; und sie beantwortete diese Briefe durch die zärtlichsten und schmeichelhaftesten Versicherungen seiner Vorzüge und der ihm geschehenen Unbill. Sie hegte, indem sie solche Aeußerungen fallen ließ, keine andere Absicht, als ihn mit seiner Lage auszuföhnen und seine lauten Klagen zu beschwichtigen; zugleich auch ihn zu ferneren Mittheilungen anzuspornen. Ob sie außerdem eine kleine Speculation auf seine zärtlicheren Gefühle im Sinne trug, war ihr vielleicht selbst nicht klar bewußt.

Der Hof in Montbéliard, wohlunterrichtet von Allem, was sich in Ludwigsburg zutrug, hatte  
 Franziska von Hohenheim. II.

auch die Gerüchte über die Entführung der Frau von Leutrum vernommen, und der Prinz wie die Prinzessin konnten ihr Mißfallen über diesen öffentlichen Skandal im vertrautesten Kreise kaum zurückhalten. Auch daß sie das Haus der Frau von Grävenitz bewohnte, war ihnen zu Ohren gekommen; doch sagte man, sie sei daraus verschwunden, weil jene darin umgehe, und ob sie auf natürliche oder unnatürliche Weise daraus entfernt worden, wurde verschiedenartig erzählt; gewiß aber war es, daß der Geist der letzteren ihr erschienen und sie mit Drohungen erschreckt hatte. Von diesem Geiste wußte Henriette nun sehr viel Sonderbares zu erzählen.

Da jede kränkende Aeußerung in Bezug auf die Verhältnisse Franziska's in dem Briefe vermieden war, so verursachte die ganze Mittheilung einen heitern Eindruck und Franziska stand nicht an, den Herzog davon Kenntniß nehmen zu lassen. Sie lachten nun gemeinsam über dies von der Neugierde des Publikums erfundene Gespenst.

„So geht es mit allen Gerüchten,“ bemerkte der Herzog schließlich. „Es sind stets nur halbe

Wahrheiten. Ein Glück also, daß sie der Fürsten Ohr selten erreichen.“

„Kommen dann aber die ganzen Wahrheiten dafür zu Ihnen, Durchlaucht?“ fragte Franziska schelmisch. „Wie, wenn Sie nun gar nicht wüßten, was Ihr Volk denkt, wünscht und hofft?“

„Wir brauchen das auch nicht zu wissen,“ erwiderte er wegwerfend. „Wenn wir nur einsehen, was unsern Unterthanen nützlich ist, so genügt das für beide Theile. Wir haben für unser Volk zu denken. Wir sind dessen natürlicher Vormund; sind das Haupt, jene die Glieder.“

„Das Volk besitzt aber doch auch Herzen, und Gott hat die Haare auf dem Haupte eines Jeden von ihnen gezählt; sie sind seine Kinder und werden vor ihm gerecht erfunden werden,“ sagte sie milde.

„Im Himmel!“ versetzte der Herzog kurz und warf den Kopf in die Höhe. „Auf Erden ist ihre Schule, da müssen sie diesem erst entgegen reifen und bedürfen dazu der Führer. Wollte man diese Leute hier unten für sich selbst verantwortlich machen, so würde es eine bunte Wirthschaft werden; sie sind unzurechnungsfähig.“

Franziska sah ihn bittend an; schwieg aber. Ihr Herz wollte ihm widersprechen, ihr Kopf fand noch nicht das rechte Wort dazu, und sie nahm sich vor, der Sache erst noch nachzudenken, bevor sie weiter darauf einging. In solchem Falle befand sie sich häufig; denn so manche seiner Aeußerungen verletzten sie, berührten sie wie hart und ungerecht, und doch lag der Einwand dagegen in ihrer Seele nicht fertig. So ließ sie denn einstweilen ihren Instinct reden, der sich mit einem: bitte! bitte! an das bessere Gefühl des Herzogs wandte, und diese stumme Sprache verfehlte ihre Wirkung fast nie. Sie änderte sein schroffes, herrschsüchtiges Wesen durch die Sprache ihres Auges nicht; aber sie milderte den Ausdruck desselben und machte ihn sanfteren Gefühlen zugänglich. Dieser Einfluß that ihm innerlich wohl und ließ ihn täglich, ja stündlich lieber in ihrer Nähe verweilen.

Es war eine augenblickliche Pause in ihrem Gespräche entstanden. Er erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Sie gehen schon?“ sagte sie. „Was ruft Sie denn so eilig von mir; da jetzt doch nicht die Stunde der Geschäfte ist?“

Er wandte sich auf dem Abzuge um, und sah sie mit einem unbeschreiblichen Blicke, von dem man nicht sagen konnte, ob Zorn, Mitleid, Staunen oder Schrecken darin vorherrschte, auf sie zurück. Nachdem er sie eine Minute lang mit dem klaren blauen Auge gemessen hatte, sagte er:

„Franzer! Hüte Dich, jemals wieder eine solche Frage an mich zu richten; denn eine Controle, und wäre es die eines Engels, dulde ich nicht. Denke an Jupiter und Semele.“

Sie wußte nicht, womit sie ihn beleidigt hatte und sann, als er gegangen, ihren Worten lange noch nach, bevor ihr Instinkt sie lehrte, worin sie gefehlt.

Ihr Vater würde eine solche Frage von ihrer Mutter nicht übel empfunden haben; sie hatte aber schon gelernt, diese Vergleiche nicht länger als Probirstein ihrer Handlungen anzustellen; dann freilich durfte sie so vieles nicht wagen und sagen, was jener zustand, so daß sie des Gefühls der Abhängigkeit der Magd von ihrem Herrn, des Sklaven von seinem Meister, nicht in ihrem Verhältnisse zum Herzoge los ward!

„Er soll Dein Herr sein!“ wiederholte sie sich

dann wohl oft. Die Bibel sagte das ja, es konnte also nur in der Ordnung so sein, und wenn sie die Unterwürfige, die Gehorchende war, lag keine Demüthigung darin, allein demungeachtet litt ihr Gefühl bei dieser Beziehung. Sie mochte zu Gott aufblicken um Trost, so viel sie wollte, nur selten fandte er seinen Frieden auf sie herab.

„Wann wird diese Gefangenschaft enden?“ fragte sie sich auch mitunter, wenn Jugendlust sie drängte, die Schwelle ihres Gemaches zu überschreiten. „Wann werde ich in Feld und Wald umhergehen dürfen?“ — Allein auch diese Frage an ihn zu richten, der allein sie beantworten konnte, wagte sie nicht. Die Bühler hätte ihr verrathen können, weshalb der Herzog sie so verborgen hielt; diese kannte aber seine Neigung, zu überraschen und wie ein Gott aus den Wolken herabzusteigen, um die Menschen zu beglücken, oder mit einem Donnerworte in das Elend zu stürzen, zu gut, als daß sie ihm dies Vergüügen zu verkürzen wagte.

Eines Tages liefen die Hoffouriere plötzlich durch die Straßen von Ludwigsburg und sagten die Herren und Damen zu einer Cour an. Zu-

gleich erhielt Franziska ein kleines Billet vom Herzog mit der kurzen Weisung, um zwölf Uhr Mittags in voller Toilette seiner zu harren.

In ihrem Alter trägt eine schöne junge Frau gern hübsche Sachen. Mit großem Vergnügen kleidete sie sich daher an. Der neue aus Paris eingetroffene Anzug sollte sie heute schmücken. Dieser war von milchweißer Seide mit einem eben solchen am Rande mit Goldblumen reich gestickten Ueberwurfe.

Ihr Haar ließ sie pudern und hoch aufbauen, mit zwei langen Schmachtkloeden auf jeder Seite hinter dem Ohr herabhängend. Sie hoffte, dem Herzog in dieser Kleidung zu gefallen, und ihre blauen Augen strahlten in dieser Hoffnung voll Lust. Wozu und für wen sie sich eigentlich schmücken sollte, das wußte sie nicht; allein dieser nächste Zweck, sich dem Auge des geliebten Mannes in dem reichen Kleide zu präsentiren, genügte ihr schon, um die Mühe belohnend zu finden.

Sie stand vor dem Spiegel und musterte das Resultat ihres Puges. Gertrude trippelte bewundernd um sie herum. Da blickte die Durchlaucht, in vollem Hofanzuge, mit Orden geschmückt, über

ihre Schulter. Ein geheimnißvolles Lächeln umspielte seinen geistvollen Mund. Er hielt ihr ein Juwelenkästchen hin, in welchem sich ein Vergißmeinnichtstrauß ihr präscentirte.

„Dies kleine Angebinde soll die reizende Franzserl an den heutigen Tag erinnern,“ sagte er. „Turquoisen sind ein Bild der Treue; Gold ein Metall, das allen Elementen Troß bietet. Dem ähnlich sei Deine Liebe. — Wollen Ihre Gnaden es anzustecken geruhen.“

Franziska schätzte an dem kostbaren Geschenke nur den Geber. Sie sah ihn gerührt an.

„Wie gnädig Sie sind, Herr Herzog,“ sagte sie, das Auge auf sein Gesicht und nicht auf den Strauß gerichtet. „Wie glücklich fühle ich mich, wenn Sie meiner in Liebe gedenken und mir einen sichtbaren Beweis geben, daß dem so sei. Ach! dies arme kleine Herz wird sicherlich ewig für Sie schlagen; die Tugend der Treue braucht ihm kein Vergißmeinnicht zu lehren. Wäre es nur der Ihrigen auch so ganz gewiß!“

„Wollen Euer Liebden jetzt den Strauß anzustecken geruhen?“ nahm er, ohne den Zweifel zu ahnden, in der besten Laune das Wort. „Sie



sehen aus, wie ein weißes Röschchen, mit rosig angehauchtem Kelsche. — Ich bin recht zufrieden mit Ihrer Erscheinung.“

„Und nicht auch mit mir selbst?“

„Und auch mit Ihnen!“

„Darf ich denn erfahren, wohin Sie mich jetzt zu führen gedenken?“

Des Herzogs Stirn umwölkte sich.

„Ich habe es nicht gern, wenn man mich um etwas fragt,“ sagte er kälter; „was ich sagen will, das sage ich von selbst schon. Die Bühlerin wird gleich hier sein und Dich abholen, Franzerl! Adieu!“

Er wandte sich um und ging.

Franziska sah kleinmüthig vor sich hin. Ja, was hatte sie denn gleich für eine Erwartung gehegt, die seine Worte ihr geraubt? — Sie mußte nur das zu antworten, daß sie an seiner Seite sich in diesem Anzuge irgendwo zu zeigen gehofft. — An seiner Seite! — Gehörte sie denn nicht zu ihm, wie mit ihrem ganzen Herzen, so auch im Leben zu ihm?

Der Eintritt der Geheimrätthin unterbrach diesen peinvollen Gedankenlauf. Auch sie war

hochgeschmückt, und dabei sehr aufgereg't, sehr eilig, widmete dem Aussehen Franziska's ihr warmes Lob und bat sie, nun unverzüglich mit ihr in die Gesellschaftszimmer hinüberzukommen, wo irgend eine Festlichkeit stattfinde, sie wisse nicht, welche; aber gleichviel, sie werde es dort schon erfahren.

Im großen Saale fanden Beide eine zahlreiche Versammlung in Gruppen vertheilt und flüsternd; der Herzog befand sich am obern Ende im lauten Gespräche mit den Vornehmsten der Anwesenden. Seine klare, harte Stimme machte sich auch von dorthier hörbar. Mit seinem Adlerblick gewahrte er die beiden Damen sogleich bei ihrem Eintritt, nahm aber scheinbar keine Notiz von ihnen. Das Flüstern im Saale vermehrte sich indessen bei ihrem Eintritte. Die schöne, fremde und doch gemuthmaße Erscheinung Franziska's erregte sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit; allein ohne daß sich Jemand ihr nahte. Aller Blicke suchten sie, sie fühlte peinlich, wie man sie musterte, wie man lächelte, wie man sie ansah; — und doch sie nicht gesehen haben wollte; so stand sie denn da, mit stiller Würde, den Blick auf den Boden geheftet, befangen und lieblich,

durch ihre Schüchternheit den Schutz herausfordernd, und dafür dem Hohne belegend. Endlich fing die Absonderung dieser beiden Damen peinlich zu werden an. Auch der Herzog mochte es dafür erkennen; denn plötzlich trat er aus dem sich um ihn bildenden Kreise hervor, schritt mit seiner herrischen Miene grade durch den Saal auf Franziska zu, faßte diese bei der Hand, und führte sie vor die Baronin von Urküll:

„Ich stelle Ihnen die Gräfin Franziska von Hohenheim vor,“ redete er diese an; „und bitte Sie, in meinem Namen dieselbe den übrigen Damen zu präsentiren. Die Herren werden sich ihr darauf vorstellen lassen.“ Damit trat er zurück. Franziska war hochroth geworden. Stolz, Freude, Glück spiegelten sich in ihren Zügen. Er hatte sie hiermit öffentlich anerkannt. „Die Gräfin von Hohenheim!“ ging es von Ohr zu Ohr. „Die Gräfin von Hohenheim!“ — Und heimlich setzte man hinzu: also doch eine Maitresse en titre. — Zum Glück vernahm Franziska den Nachsatz nicht.

---

## Neuntes Capitel.

Der Herzog entläßt seinen Hofstaat und beschäftigt sich mit Erziehungsplänen.

---

Man zeigt dem Fremden bei seinem Besuche des landwirthschaftlichen Institutes zu Hohenheim noch heute in den sich im Viereck an das Schloß reihenden schmaleren Wirthschaftsgebäuden die Gemächer, welche Herzog Karl während der Jahre seines dortigen Aufenthaltes mit der Gräfin von Hohenheim bewohnt hat.

Es sind dies niedrige Zimmer mit kleinen Fenstern, jetzt einem Restaurant gehörig, welcher hier die Schüler der Anstalt speist, auch Fremde bewirtheet.

In der oberen Etage hat sich ein Professor behaglich, ja sogar elegant eingerichtet. Eine enge schmale Holzterrappe führt zu dessen Wohnung hinauf, welche wo möglich noch kleinere, engere,

niedrigere Räume bietet, wie wir sie zur ebenen Erde verlassen; ja, es sind dies eigentliche Dachstuben. Ein Bild Franziska's hängt darin. Ihr offenes, ehrliches, großes, blaues Auge schaut uns darin an, die hohe Stirn voll Wohlwollen, die Güte um den sprechenden Mund, die sanfte Ruhe als Ausdruck des Ganzen.

Das ganze genannte Corps de Logis bestand aus einer in den inneren Hof blickenden Zimmerreihe, mit einem davor hinlaufenden schmalen Corridor.

In diesen kleinen Gemächern richtete Herzog Karl sich jetzt wohlich ein, um von hier aus in eigener Person den Ausbau des Schlosses zu überwachen und die weitläufigen Parkanlagen selbst anzuordnen. Dem Geschmacke jener Zeit entsprechend, sollten darin Tempel, Ruinen, Wasserfälle, Teiche und Einsiedeleien abwechseln, als sichtbare Darstellung poetischer Träumereien.

Prinz Friedrich hatte in Etupes ein ähnliches Potpourri von Geschmacklosigkeiten zusammengestellt, die Gärten zu Schweyngen boten beiden Prinzen ein glänzendes Muster dazu, und in der

Villa Pallavicini bei Genua erblicken wir noch heute ein Schrecken erregendes Wunderwerk solcher Grotten, Wasserkünste und Tempel. Man wollte das alte Rom im kleinen Style wiederholen, gerade wie Kinder mit Karten Paläste bauen.

Prinz Torloni hat ja sogar in unserer Zeit seine Villa vor den Thoren der Ewigen Stadt mit einer Gartenanlage voll Ruinen geschmückt, welche, Angesichts der Ueberreste des größten Amphitheaters der Welt, einen Mitleid erregenden Eindruck verursachen.

Herzog Karl hielt die Idee fest, daß er sich in Hohenheim auf den Trümmern einer alten Stadt niedergelassen habe, welche Krieg, Brand oder Erdbeben zerstört, mochte diese Stadt sich nun Carthago, Theben oder Babylon nennen, gleichviel, genug wenn die Ueberreste nur an ihre einstmalige Herrlichkeit erinnerten; diese Ueberreste zu erfinden, war seine Phantasie nun beschäftigt, um dann die Gegenwart daran zu reihen.

Seit unser deutscher Winkelmann in Rom seine Werkstätte aufgeschlagen und von da aus dem übrigen Europa die Schönheiten der antiken Welt bekannt machte, waren Ruinen zu einer

Modesache geworden und sogar die Visitenkarten trugen ja damals, statt eines Wappens, das Pantheon, Colosseum oder die Bäder des Diocletian, wie eine Art Motto, das den Geschmack und den Grad der Bildung desjenigen, welcher sie übergab, verkündigte. Was man war, bewies man durch das, was man verehrte.

In gewissem Sinne stand Herzog Karl selbst auf Trümmern, -- auf den Trümmern seines eigenen Lebens, seiner ganzen Vergangenheit, seiner sämmtlichen Illusionen! Seit der Schleier von seinen Augen gefallen, war ihm von allen seinen hochfahrenden Wünschen und Hoffnungen nichts geblieben, als das Eine: — die Kraft, noch Neues zu beginnen.

Der Titane, welcher den Himmel nicht stürmen kann, zertrümmert was er findet auf der Erde; er er baut dann auch wieder auf. Das Entstehende ist sein; es ist seiner Kraft entwachsen.

Herzog Karl schuf Neues mit einer erschöpften Kasse, sein Schloß in Hohenheim, sein Schloß in Stuttgart und die Akademie zur Erziehung seiner Schwaben entstanden zu gleicher Zeit, gerade die

Schwierigkeit, auf einmal so Vieles zu vollbringen, lockte ihn und schuf den Reiz. —

Ludwigsburg, sowie auch die Solitüde gab er gänzlich auf. Es war ein überwundener Standpunkt.

Ersteres war ihm ganz besonders der Gesellschaft halber zuwider.

Diese Prinzen, Grafen, Cavaliere, diese ganze bunte müßige Gesellschaft wünschte er von sich zu entfernen; darum verließ er den Ort, wo er ihnen nicht zu entgehen im Stande war. Nach Hohenheim ihm zu folgen, wagten diese Alle nicht, dorthin konnten sie ihm ihre Schmeicheltreden und ihre egoistischen Anforderungen auch nicht nachsenden, sie mußten ihm die stille Abgeschlossenheit, welche er jetzt suchte, dort gewährt sein lassen.

Rasch, wie er stets in allen seinen Entschlüssen gewesen, brach er eines Morgens mit Franziska auf, mit dem heimlichen Entschlusse, nach Ludwigsburg nicht mehr zurückzukehren.

In den kleinen Räumen zu Hohenheim fand er keinen Platz für einen Hofstaat. Franziska wohnte mit Gertruden zu ihrer Bedienung zur ebenen Erde, der Herzog in den vorhin genannten



Dachstuben mit Herrn von Böhnen als dienstthuenden Kammerherrn, einem Stallmeister und einem Privatsecretair.

Zu Mittag aß er tête à tête mit Franziska in den an deren Gemächer stoßenden Speisezimmeru.

Glückliche Tage begannen hier für die junge Frau; Niemand erinnerte sie in dieser Einsamkeit daran, daß der Herzog, außer ihr, noch eine Gattin besitze, und Niemand auch sagte ihr, daß vor den Augen der Welt damit ein Makel an ihr hafte.

Sie war nun Herrin in ihrem kleinen Gebiete und lebte in engen Verhältnissen, die nichts Befremdendes für sie hatten. Sie vermochte hier ihre ganze äußere Lage zu übersehen, sie stand auf einem Boden, in dem sie zu wurzeln vermochte.

Sie betete den Herzog an, er war ihr Wohlthäter, ihr Freund und stand dabei an Bildung so weit über ihr, daß sie ihn auch zugleich wie eine irdische Gottheit verehrte. Es war ihr daher eine Ehre, eine Lust, ein Glück, für ihn zu leben, und je schwieriger sie es fand, den richtigen

Ton bei ihm anzuschlagen, um so seliger fühlte sie sich, wo ihr dies gelang.

Sie schaltete und waltete wie eine Hausfrau, ohne viel rechnen zu dürfen und ohne Unbequemlichkeit. Wenn der Herzog schrieb, so saß sie neben ihm und nähte; wenn er auf die Jagd ging, so kochte sie ihm indessen ein leckeres Ragout; riefen ihn Geschäfte ab, so besuchte sie die Armen und Kranken.

Im Uebrigen nahm sie an allen seinen Beschäftigungen Theil. Sie fuhr nie ohne ihn aus, noch entfernte sie sich einen Schritt vom Hause, ohne ihm zu sagen, wohin sie gehe. Kam er zurück, so war sie auch da. Sah er dem Bau zu, so sah sie mit ihm zu. Kaufte er in Pflanzungen auf dem Jahrmarkte Pferde ein, so war sie dabei. Holte ihn um Mitternacht Feuerlärm aus dem Bette, so stand sie gleichfalls auf und fuhr, ging, ritt mit ihm auf die Brandstätte. Im Munde des Volkes lief der Aberglaube, daß er das Feuer zu beschwichtigen verstehe; er wurde daher, wie der Arzt zu einem Patienten, zu jedem brennenden Hause gerufen, damit seine Erscheinung die Flammen lösche.

Er belächelte freilich diese Meinung der Leute; aber er verachtete sie nicht, und die von ihm geleistete thätige Hilfe ließ den Glauben an ihn nur wuchern.

Franziska bewunderte ihn auch hier; wenn er echt königlich in der Mitte eines Haufens rathloser, hilfloser, durch den Schrecken aller Selbsthilfe beraubter Menschen stand und mit seiner gebietenden Stimme sie leitete, wurde er für sie ein höheres Wesen. In solchen Momenten war er etwas Anderes, Besseres, wie jene Alle; sie hätte dann ein Knie vor ihm beugen können, und warm sprach sie ihm diese Empfindung der Verehrung aus.

Er hörte das nicht ungern. Er mochte gern ein Gott sein.

Selbstbeherrschung, wie Beherrschung der Umstände hat den Einzelnen über die Menge erhoben und ihn zu ihrem Fürsten gemacht; in dem Gefühle solcher Ueberlegenheit beruht die Würde der Könige; man muß sich stärker, besser fühlen, um es in seiner äußern Erscheinung darstellen zu können.

Das zurückgezogene Leben des Herzogs

erfüllte übrigens ganz Schwaben bald mit Staunen.

Anfangs hatte man es für eine Laune gehalten, welche bald einer anderen weichen würde; als diese Laune jedoch Monate und Jahre anhielt, fing man eine wirkliche Veränderung seiner Sinnesart zu vermuthen an und suchte den Beweggründen dazu nachzuforschen.

Bald maß man seiner schönen Gefährtin einen großen Theil der Schuld daran bei, und sicherlich traf man hierin das Rechte. Gleich wie Muhamed ohne die gläubige Seele der Kadidjah schwerlich ein Prophet geworden sein würde, so auch hätte Herzog Karl ohne Franziska's Liebe weder das einsame Leben in Hohenheim, noch die Beschäftigung mit der Karlschule ertragen können; aber ihre Bewunderung blieb sein beständiger Sporn.

Die Schwaben mußten erzogen werden, das stand zu gleicher Zeit fest. Auch darin bestärkte sie ihn.

Wie die Baronin von Marenholtz jetzt durch die Gründung der Kindergärten die Männer zu sittlicheren Wesen heranzubilden hofft, so wollte es damals Herzog Karl durch seine Schule.

Er selbst war hier Vorsteher und leitete Alles. Seine Anreden an die Zöglinge las er Franziska vor und memorirte sie mit ihrer Beihülfe. Sie sollten Gentlemen und dazu gut und tugendhaft werden, hieß sein Programm.

A Schubert hatte nun auch Ludwigsburg verlassen, hatte es verlassen müssen, weil die Geistlichen gar sehr über seinen leichtsinnigen Wandel spotteten; er redigirte ein Wochenblatt in Ulm. Da nun des Herzogs eingezogenes Leben, das keine Orgien und keine Weinhäuser kannte, für ihn, der Beides nach wie vor mit Leidenschaft liebte, ein unangenehmes Beispiel war, so schrieb er eines Tages in sein Blatt:

Als Dionys von Syrakus  
Hat aufgehört  
Tyrann zu sein;  
Da ward er ein Schulmeisterlein.

Diese Unvorsichtigkeit mußte er mit langjähriger Gefangenschaft auf dem hohen Asperg büßen; doch war noch eine schlimmere Folge das dadurch hervorgerufene Mißtrauen des Herzogs gegen Schriftsteller, und seine Abneigung, den auf seine Kosten erzogenen Schüler der Karlschule Friedrich Schiller diese Laufbahn ergreifen zu

lassen, datirte sich von dieser kleinen Begebenheit her.

Franziska versuchte dasmal vergeblich, ihn zu besänftigen; der Dorn saß zu fest. Man wollte eine so gute Absicht verkennen, wie er sie mit seiner Karlschule verband und seiner Thätigkeit den Stempel des Väterlichen aufdrücken! Dabei litt sein Stolz.

Er konnte, nachdem Schubert diesen Vers veröffentlicht, einige Wochen hindurch sich nicht entschließen, die Schule zu besuchen; endlich besiegte sein Interesse für die Sache den geheimen Groll, und er fuhr nach Stuttgart.

„Die größte Weisheit ist doch: gut zu sein,“ bemerkte Franziska auf dem Wege. „Wenn es mir gelänge, nur für Andere zu leben, so würde der liebe Gott mir vielleicht meine Vergehungen verzeihen; es ist nur so schwer, gar nicht an sich zu denken.“

„Vergehungen?“ fragte der Herzog verwundert. „Worin sollen denn diese bestehen?“

„Daß ich Aergerniß gebe,“ erwiderte sie kleinlaut. „Man soll sein Licht leuchten lassen

und den Leuten ein gutes Beispiel sein, das aber bin ich nicht.“

„Ein so tugendhaftes Wesen! Nun, da möchte ich doch wissen, wer dann ein gutes Vorbild wäre! Laß den Gedanken Deinen Frieden nicht stören, meine Freundin! Unser häusliches Leben ist für die Schwaben ein wichtiges Beispiel! Möchten sie sich ein Exempel daran nehmen. Aber sie thun es leider! nicht, sie sitzen im Wirthshause, während ich an Deiner Seite verweile, sie kennen nicht das Glück des Anruhens am eigenen Herde, sie bleiben ihrer Familie fern!“

Franziska seufzte.

„Es ist die lange Gewohnheit, welche sie zu diesem untugendhaften Leben treibt!“ sagte sie mit zärtlichem Blicke auf ihren Nachbar. „Man kann nur schwer von dem noch lassen, was uns so lange durch das Leben begleitet hat.“

„Ja, ja! So ist es!“ rief der Herzog. „Man muß, um einen neuen Menschen anzuziehen, den alten begraben und mit seiner ganzen Vergangenheit brechen; dazu aber haben nur wenige den Muth. Ich werde gelegentlich einmal öffentlich ein eclatantes Beispiel geben. Man soll von

mir lernen, wie man zur Einsicht über sich selbst gelangen kann und mit welchem Nutzen. Ich werde eines Tages von der Kanzel ablesen lassen, welcher Sünden ich mich schuldig gemacht habe. Man soll von mir lernen, wie man mit sich selbst zu Gericht gehen muß.“

„An den Früchten kann man erkennen, wie aufrichtig Durchlaucht das Beste suchen.“

„Ja, aber man erkennt es nicht; man muß auch wissen, warum ich es thue; ich muß ihnen den Spiegel meines Innern vorhalten, gewissermaßen meine Seele herauskehren, damit sie lernen, wie ein Christenmensch mit sich selbst zu verfahren hat. Sie bedürfen dieses eclatanten Beispiels; denn sie haben so lange Jahre hindurch nur ein sündhaftes Exempel vor Augen gehabt, so daß sie die Tugend auf dem Throne nicht gleich sehen; ich werde sie mit der Nase darauf stoßen müssen.“

Der Herzog hatte sich, wie häufig, in eine Art Enthusiasmus hineingesprochen und sich eine Sache eingeredet, die er nun auch ohne weitere Ueberlegung auszuführen beschloß. Er ließ also am darauf folgenden Sonntag zum Erstaunen



seines ganzen Landes, ja schließlich zum Erstaunen von ganz Europa auf allen Kanzeln ein Bekenntniß seiner Sünden und seiner herzlichsten aufrichtigen Reue ablesen.

Der Geheimrath Bühler war damit gar nicht einverstanden; allein man hatte ihn nicht befragt und geschehene Dinge noch zu tadeln, gewährt keinen Nutzen.

In Hohenheim und dessen Umgegend schuf die Anwesenheit des Herzogs indessen ein neues Leben. Die Leute fanden Arbeit und ihre Lage verbesserte sich, ihr Wandel erfuhr eine Prüfung und dann seinen Lohn. Am Geburtstage Franziska's wurden die Armen gespeist, die Nackten bekleidet, und junge Mädchen mit Ausstattungen beschenkt; denn nur auf diese Weise konnte der Herzog sie wahrhaft erfreuen.

Das Lächeln des Glückes auf ihrem lieblichen Angesichte, wandelte Franziska dann unter den Leuten umher und hatte für Alle ein freundliches Wort. Einem Engel, einer wohlthätigen Fee glich sie an diesen Tagen. Ihre Seligkeit bestand in Geben und Beglücken, und der Herzog, indem

er für sie spendete, genoß mit Stolz dieses schönen Vorrechtes.

Beim Erwachen fand sie an solchen Tagen stets einen Brief vom Herzog vor. Er lautete diesmal:

Liebste Freundin!

Tugend sucht keine Belohnung, denn sie findet sie in sich selbst. Wahrhaftig tugendhaft zu sein, ist das Ziel menschlicher Wünsche. Tugendhafte nach ihrem wahren Werthe zu schildern, ist die Beschäftigung derjenigen, die auf dieser edeln Bahn wandeln wollen. Hier findest Du, edle Freundin, Deine und meine Schilderung in wenigen Worten. Deine edle Seele wird Dir zwar bescheidenes Stillschweigen auferlegen; aber nichts desto weniger bleibt Wahrheit Wahrheit, und desto ächtere Wahrheit, weil sie von allem Schein der niederträchtigen Schmeichelei entfernt ist. Der Tugend wurden mit Recht Säulen der Ehre erbaut. Eine solche, beste Freundin! errichte Dir heute mein Herz. Heute, weil dieser Tag mir recht wichtig ist, weil mir eine Freundin geboren, deren Werth ich nach der Tugend schätze. Heute will ich öffentlich, jedoch mit schwachen Zügen, das beweisen, was mein Innerstes für Dich empfindet.

Lebe, Freundin, lebe! Deine Tage sollen Karl's Freude sein und Karl's Tage sollen Franziska's Wohl befestigen. Lebe, Freundin, lebe, der Tugend zur Zierde, der Menschheit zur Ehre, und Deinen Freunden zum echten Vergnügen. Lebe, Freundin, lebe, bis zum entferntesten Ziele, wo endlich Tugend jene über Alles gehende Belohnung findet, die nur Edeldenkenden Deines Gleichen bestimmt sind. Karl.

Es war ihm eine liebe Gewohnheit, ihr über seine Empfindungen zu schreiben; er drückte seine Empfindungen nicht gern mündlich aus. Sorgfältig sammelte sie diese für sie kostbaren Documente und las sie, wenn eine trübe Stunde kam, oder ein Zweifel an seine Zuneigung sie beschlich, zu ihrer Beruhigung wieder durch.

Jeden Sonntag fuhr sie in die Kirche nach Vorkach und begab sich, von dort zurückkehrend, noch zu dem Herzoge in die katholische Kirche, um mit ihm dort gemeinschaftlich eine Predigt anzuhören. Bei ihrem Eintritte stand der Herzog jedesmal auf, und der Redner unterbrach seinen Vortrag, bis sie Platz genommen hatte. Diese Artigkeit glaubte er ihr im Hause Gottes

schuldig zu sein, weil Dieser wußte, was sie ihm sei.

Er war ein seltsamer Kirchengänger, der den Fürsten nie zu Hause ließ. Die Gefänge waren auf seinen Befehl in das Deutsche übertragen worden, und er sang so laut und mit einer den ganzen Chor beherrschenden Stimme vor, als müsse er auch hier ein eclatantes Beispiel geben. Doch war sein Gesang nicht immer rein.

Während der Predigt verhielt er sich nie ganz still; entweder nickte er beifällig, oder bewegte mißbilligend sein Haupt, sprach laut eine Ansicht über das Gehörte aus, theilte Franziska eine Bemerkung mit, grade als ob nur er in der Kirche sei. Der Eine übervog immer die Vielen. *Vox populi vox Dei* hat er nie verstehen lernen.

Abends arbeitete er viel an Erziehungsplänen. Es war in Deutschland eine neue Aera in der Pädagogik eingetreten; man wollte Charaktere bilden, ein allgemeiner Enthusiasmus für dies Fach hatte sich seit der Erscheinung von Rousseau's Emil, und der Schriften von Pestalozzi und Basedow der Gemüther bemächtigt, man lebte der frohen Hoffnung, eine Methode aufzufinden,

um durch richtige Behandlung der Kinder die Natur in einer Weise zu beherrschen, daß diese fehlerlos würden; man wollte nicht nur vorhandene Anlagen entwickeln, sondern auch neue auzziehen. Es sollte ein vollkommenes Menschengeschlecht entstehen, man träumte von einem Utopia, einer Welt ohne Mängel, und den dieser entsprechenden Menschen; man mußte dazu in den rohen Stoff, wie Prometheus, seligen Andenkens, das heilige Feuer hauchen, welches das Ideal hervorbrächte.

Der Herzog war von gleichen Ansichten befaugen. Auch er wollte etwas aus seinen Schwaben machen. Einen freien Willen gestand er weder diesen, noch sonst Jemand zu, und auf natürliche Anlagen gab er wenig. Was sie damit geworden, hatte er erfahren; es mußten ganz andere Menschen aus ihnen hervorgehen und diese zu bilden, war jetzt sein Bemühen. Sie mußten das werden, was er sich vorgenommen, das aus ihnen werden sollte, und im Nothfalle war er entschlossen sie zu zwingen. Er sah ihr wahres Beste ein; nicht sie. Zwang war also nöthig; sie wären sonst am Ende, die Anstrengung scheuend, lieber etwas weniger vollkommen geworden.

Nicht nur talentvolle Männer, sondern vor allen Dingen Cavaliere brauchte er in Schwaben. Man hatte den fremden Adel in das Land gezogen, weil es dem einheimischen an feinen Sitten fehlte; dem war nachzuhelfen. Die Formen des Umgangs lassen sich anerkennen, sie sind Gewohnheitsache, sie erfordern Selbstbeherrschung und Tact. Von einem Gehenslassen durfte also nicht die Rede sein. Sie sollten sich zusammennehmen lernen.

Der Eigenschaften zu einem Cavaliere waren übrigens noch manche. Dahin gehörte das Ehrgefühl, welches das Wort des Mannes über jeden Zweifel erhebt. Unter dem Druck von Oben war die Nothlüge Mode geworden und Niemand scheute sich, von dieser, wenn es seinem Zwecke diente, Gebrauch zu machen.

Die Furcht ist ja überhaupt die Mutter der Lüge. Nur Feigheit lehrt ein Umgehen der Wahrheit.

Herzog Karl wollte seinen Schwaben den Muth der Wahrheit anerkennen.

Ferner sollten sie Dankbarkeit lernen; was sie ihm schuldig, nie vergessen. Gott hatte ihnen

das nackte Leben gegeben; er fügte diesem die Gefittung und die Cultur hinzu. Wer war also der größere Wohlthäter?

Ferner mußten die Schwaben Deutsch sprechen lernen. War es ihr Organ, oder war es Gewohnheit, genug die Worte blieben ihnen wie im Halse stecken, sie konnten sie weder deutlich artikuliren noch klar betonen, und ihre Rede klang, wie wenn ein Lastwagen über ein holpriges Steinpflaster geht. Außerdem hatten sie noch Schwierigkeit, das rechte Wort für ihren Gedanken zu finden, ihre Unbeholfenheit zeigte sich auch darin.

Der Herzog überlegte, wie er diesem Naturfehler entgegenarbeiten könne. Er selbst, der Sohn eines von Thurn und Taxis, theilweise in Berlin erzogen und an das Reden fremder Sprachen gewöhnt, drückte sich fließend und mit Leichtigkeit aus. Franziska stammte gleichfalls aus einem andern Lande. So konnten sie denn gemeinsam hier ein Urtheil fällen. Wie man gut sprechen lerne, fragte sich der Herzog; und meinte, die Bühne müßte das beste Mittel dazu sein. In der Karlschule sollte also fortan Comödie gespielt werden.

In dieser Weise erwog er Jegliches, was sich

seinen Schülern anerziehen lasse. Um aber nächst der Theorie auch die Erfahrung urtheilen zu lassen, faßte er eines Tages den Entschluß, die besten Erziehungsinstitute Deutschlands in Augenschein zu nehmen, und ließ Franziska bei seinem Erwachen hinuntersagen, sie möge um zwölf Uhr zur Abreise bereit sein.

Mit wechselnden Gefühlen nahm sie diese Botschaft entgegen.

An des Herzogs Seite in die Welt hinaus zu ziehen, stellte sich als etwas sehr Lockendes für sie dar. Sie war noch zu jung, um nicht in jedem Wechsel schon Genuß zu finden. Sie bildete sich überdem noch ein, man würde außerhalb Schwabens nicht wissen, daß sie nicht die rechte Gemahlin des Fürsten sei, und sie für diese halten; sie gab sich daher der süßen Täuschung hin, einmal des sie stets drückenden Gefühles der Unrechtmäßigkeit ihrer Beziehung zum Herzog los werden zu können. Jubelnd packte sie daher mit Gertrudens Hülfe die Koffer.

Diese zeigte ein weniger heiteres Gesicht; denn erstlich liebte sie das Reisen nicht, und zweitens fürchtete sie die Untreue ihres jugendlichen Ver-



ehrer, des Küsters in Birkach, den sie mit ihrer Hand zu beglücken sich entschlossen, sobald er eine kleine Feldwirthschaft mit seinem Amte verbinden könne. Er rechnete dabei auf Gertrudens Geldmittel; diese aber war weit entfernt zu glauben, daß irgend ein anderes Interesse ihn leite, als wie die Reize ihrer Person. Im Momente der Abreise mochte ihr jedoch einfallen, daß diese sich in ihren Jahren, während der Abwesenheit nicht grade vermehren würden. Eine solche Furcht gestand sie jedoch nicht ein, sondern spielte nur die Betrübte.

Franziska suchte sie zu trösten.

„Um so mehr wird er sich freuen, Dich wiederzusehen,“ sagte sie, als sie Gertrudens Thränen fließen sah. „Ich will Dir dann auch bei unserer Rückkehr gestatten Schminke zu tragen, was Du so lange schon gewünscht hast. Dein Hans wird glauben, die Reise habe Dich verjüngt; es ist also ein guter Moment, dann damit anzufangen.“

Gertrudens Gesicht erheiterte sich augenblicklich bei diesem Versprechen. Man hatte ihr boshafter Weise vorgeworfen, sie sähe wie die Mutter ihres Verehrers aus, und das Mittel, eine zweite Jugend

heraufzubeschwören, winkte ihr lockend, diesem Mafel zu begegnen. Franziska kannte ihre schwache Seite, erzählte ihr von einer Mühle, wo man sich jung mahlen lasse, und meinte, wenn sie auf der Reise in die Gegend kämen, könne sie es auch damit versuchen! es gehöre aber Muth dazu.

„Den habe ich!“ sagte Gertrude zuversichtlich, und sah sich schon unter dem Mühlsteine.

---

## Zehntes Capitel.

*Franziska macht eine sehr unangenehme Erfahrung  
in London.*

---

Die Reise des Herzogs erstreckte sich weiter, wie er selbst in Absicht gehabt. Auf keiner Schule noch Hochschule Deutschlands fand er genugsam Werth auf die Kunst der Beredsamkeit gelegt, noch suchte man Cavaliere zu erziehen; vielmehr herrschte überall jenes Gehenlassen, dem er zu steuern so besonders beflissen war.

Der äußere Mensch sollte das Bild seines Innern sein, sollte das darstellen, was er war. Der deutsche Gelehrte gab aber auf seine Person sehr wenig Acht, sie war ihm durchaus Nebensache, und die Schüler ahmten solchem Beispiele nur zu gern nach.

Das Wissen wurde geschätzt; aber das Gefäß, worin es enthalten war, verachtet. Wie man

aß, trauft, ging, lachte, sich kleidete, war völlig einerlei; denn die Form galt nichts, der Inhalt alles.

Dies stimmte nun mit seinem Geschmacke nicht überein. Wer ein Auge für das Schöne hat, muß die Form lieben. In Paris herrschte die Form, aber nicht der Inhalt.

Er beschloß daher, nach England, dem Lande des wahren Gentleman, zu gehen und die dortigen Schulen in Augenschein zu nehmen.

Er ging, weil er keinen Aufwand machen wollte, incognito dahin; allein in seinem Lande zürnte man darum nicht minder seiner Reiselust und schrieb Franziska alle Schuld derselben bei. Man dachte, es sei der jungen Frau zu einsam in Hohenheim gewesen und sie hoffe Zerstreungen auf der Reise zu finden. Den dabei vorwaltenden Zweck kannte man nicht, oder wollte ihn nicht kennen.

Franziska fand auch allerdings mehr Unterhaltung auf der Reise, wie sich ihr zu Hause bot; doch war sie es darum immer noch nicht, welche die Veranlassung dazu gegeben.

Nebenbei mußte sie auch viele Langeweile er-

tragen. Der Herzog unterhielt sie im Wagen immer nur von seinen Plänen für die Karlschule, und forderte ihren Rath, ihre Beistimmung, jedenfalls ihre Aufmerksamkeit heraus.

Sie mußte, mit ihm oder allein, die geehrten Herren empfangen und sich vorbereiten, was sie mit diesen sprechen sollte; sie mußte auch mit diesen correspondiren. So schrieb sie an Niemeier in Halle, welcher den Antrag, Lehrer an der Karlschule zu werden, abgelehnt: „Also soll der Herzog dem Wunsch und der Hoffnung, Sie in der Karlsruhenschule persönlich wirken zu sehen, völlig entzagen? Ihre Vaterlandsliebe giebt dem Ruf kein Gehör? Ich soll zwar im Namen des Herzogs noch einmal den Antrag wiederholen. Aber ich setze kein Wort der Ueberredung hinzu. Echter Freundschaft muß Ihre Ruhe und Zufriedenheit mehr werth sein, als das eigene Interesse.

Freundschaft! — sagen Sie vielleicht — nach so kurzer Bekanntschaft. So gar kurz ist sie nicht. Ehe ich aus den Thälern der Freiheit, vom Rheinstrom, nach Halle kam, kam Ihnen mein Vertrauen durch Ihre Schriften entgegen.

Sie reden von Zutrauen! Möchte ich es

mir ganz verdienen! Aber ich fühle nur zu tief, wie viel von dem, was man eben Gutes in mir findet, mehr durch Temperament und Neigung, als aus reiner Tugend und Frömmigkeit entspringt. Ich muß noch ganz anders werden, um mir selbst zu genügen und ganz das Vertrauen der Besseren zu verdienen."

Dann besichtigten sie an allen Orten Bibliotheken, weil der Herzog die Nothwendigkeit, seinem Lande eine solche zu geben, einsah, und er an dem Beispiele Anderer kennen zu lernen wünschte, welche Werke, um einen Anfang zu machen, die wichtigsten.

Sie erkannte allerdings, daß er hierin einer Pflicht gehorche und daß sie, als seine Gefährtin, die Sorgen seines Lebens theilen müsse, und nur so ihm nothwendig und angenehm, ja, nur so ihm unentbehrlich sei. Aber nicht immer fiel ihr die Lösung dieser Aufgabe so leicht, wie sie sich als Theorie ihres Berufes hinstellen ließ.

Sich dem Interesse eines Anderen mit Aufopferung seiner selbst hingeben, ist in allen Beziehungen, in allen Lebenslagen schwer, und auch die zärtlichste Gattin wird nicht ohne Selbstver-

leugnung die Beschäftigungen des Mannes, für den zu leben ihr Zweck ist, theilen können.

Das wunderbar große London zu sehen, gewährte Franziska nun ein ganz neues Vergnügen, das sie um so lebhafter empfand, weil es der Herzog mit ihr theilte; denn als sie die Themse hinauf fuhren, die Hunderte von Segel um und neben sich auftauchen sahen, die fremden Töne an ihr Ohr drangen, und der Handel und Verkehr von Orient und Occident sein buntes Bild vor ihnen aufrollte; da konnte auch er nicht länger an seine Karlschule denken und mußte sich, durch den überwältigenden Eindruck mit fortgerissen, dem Augenblicke hingeben.

Die Industrie zeigte sich hier in vollem Glanze; das Vorwärts stand auf jedem Angesichte geschrieben. „Ja, wer ein solches Reich beherrschen dürfte!“ rief der Herzog hier aus.

Er besuchte das Parlament, die Gerichtshöfe, er hörte die Redner des Ober- und Unterhauses, war gegenwärtig, wenn die Advocaten ihre Klienten vertraten, bewunderte das gewaltige Räderwerk dieses Staatskörpers, das ohne eine leitende Hand

und ohne ein eclatantes Beispiel von Oben, sein mächtiges Getriebe fortsetzte.

Es wollte ihm oft vorkommen, daß es hier zugehe, wie wenn die Welt ohne einen Gott sich bewege.

Seine Ansichten von dem patriarchalischen Verhältniß des Fürsten zu seinem Volke hatten hier keine Vertretung.

„Für mich wäre dies freilich nicht,“ bemerkte er gegen Franziska, „wo ich Fürst bin, da will ich auch herrschen.“

Um so besser sagten ihm die englischen Hochschulen zu. In Oxford und Cambridge fand er die jungen Leute sämmtlich einer speciellen Aufsicht übergeben, sie konnten nicht, wie auf deutschen Universitäten, sich duelliren, ihr Geld verprassen, Commerc halten und tolle Streiche ausführen; sie standen von früh bis spät unter Controle, trugen eine Art Uniform, lebten in abgeschlossenen Räumen, waren an gemeinschaftliche Mahlzeiten gebunden, hatten sich früh zum Gebete einzufinden, und am Abend um neun Uhr in ihrem Zimmer zu sein. Das lehrte Ordnung und Pünktlichkeit.

Auch war der Adelige von dem Bürgerlichen,



fogar durch seine Tracht, geschieden. Dies ließ kein Vermengen der Lebenslagen zu, man sah es Jedem dadurch sogleich an, in welcher Stellung Gott ihn in die Welt geschickt und konnte ihn, dem entsprechend, behandeln. Es machte Alles recht bestimmt und klar, ließ kein Ueberheben und kein Heruntersteigen geschehen, adelig blieb adelig und bürgerlich blieb bürgerlich.

So ernst der Herzog nun auch seinen Zweck im Auge hatte, so reizte es ihn doch, auch noch andere Dinge in Augenschein zu nehmen, als solche, welche das Erziehungsfach angingen. Ein hoher Herr wird unter jeder Maske herausgefunden. Es lebten überdem verschiedene deutsche Prinzen in London, denen er sich zu erkennen geben konnte, ohne aus seinem Incognito zu gehen und diese gaben ihm Feste, oder führten ihn zu Gelagen, bei denen Franziska's Gegenwart nicht gewünscht wurde. Sie blieb dann mit Gertruden allein zurück, durfte das Hotel und ihr Zimmer aber nicht verlassen. Sie durfte dies eigentlich in Abwesenheit des Herzogs nie und mußte stets genaue Rechenschaft von dem, was sie während dessen mit ihrer Zeit begonnen hatte, ablegen, denn ein

Mann von solchen Erfahrungen mit Frauen, setzt selten völliges Vertrauen in eine Einzige noch; er rechnet zu sehr darauf, was der Augenblick, die Ueberraschung, eine momentane Empfindung, sei es der geschmeichelten Eitelkeit, einer kleinen Rache, oder der Furcht ihnen abgewinnen kann, und hat diese Erfahrung so oft gemacht, daß er sie als Regel annimmt und keine Ausnahme möglich glaubt. Franziska war daher einer strengen Controle unterworfen.

Auch lehnte sie sich gegen diese nie auf. Sie wollte beschützt sein und war seines Schutzes froh. Was ihr schwer ward war, nie von dem Herzog zu erfahren, was er während seiner Abwesenheit von ihr vorgenommen, und mit wem er verkehrt hatte. Er erzählte ihr dies nie, vielleicht aus Princip nicht, und ihn darum zu befragen, fiel ihr, nach seinem früheren Verbote, nicht mehr ein.

Jetzt, in London, bemächtigte sich ihrer zum ersten Male eine außergewöhnliche Unruhe über seine wiederholte längere Entfernung. Sie wußte selbst nicht, wie es kam; aber sie war eiferjüchtig. Auf wen, das wußte sie nicht zu sagen, ob auf eine Frau oder einen Mann, gleichviel, sobald

dieser Jemand eine so mächtige Anziehungskraft übte, um ihn von ihr fern zu halten.

Er war sogar schon öfter eine ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Sie brachte die Zeit dann wachend und weinend in ihrem Bette zu, und verbarg ihm, wenn er wiederkehrte, mit Mühe die gerötheten Augen. Wenn Gertrude sie bemitleiden wollte, gebot sie ihr Schweigen.

Eines Tages kam diese triumphirend in das Zimmer und hielt ein kleines duftendes Briefchen in der Hand, welches ein Bote gebracht, der auf Antwort zu harren Befehl hatte.

Der Herzog war nicht zu Hause. Franziska konnte ihrer Neugierde nicht widerstehen, das Briefchen in die Hand zu nehmen und es zu betrachten. Es war von Damenhand, die Schrift eine überaus zierliche, das Siegel zeigte ein Wappen.

Sie gab das Billet zurück und befahl Gertruden, dem Diener zu sagen: daß sein Warten vergeblich sein würde, da der Herzog vor Mitternacht nicht heimkehre. Zugleich stand sie selbst auf und ging, während diese den Auftrag ausrichtete, durch das Vorzimmer. Sie hörte ihn dabei, ihr nachsehend, die Frage thun, wer die schöne Dame sei?

Die Stunden schlichen ihr nach Entfernung des Boten langsam vorüber. Es war die Rede davon gewesen, daß sie heute in die Oper fahren sollte, sie kleidete sich also zur bestimmten Stunde an; doch war es öfter schon vorgekommen, daß der Herzog sie abzuholen vergessen hatte, sie rechnete daher auch heute kaum mit Bestimmtheit auf sein Erscheinen.

Kurz vor der achten Stunde hörte sie dennoch keinen Schritt. Sie drückte die Hand auf das Herz und versuchte zu lächeln; allein nur der Mund verzog sich, das Auge stimmte nicht ein. Der Herzog sah sie bei seinem Eintritte forschend an; ihre Blässe mochte ihm auffallen; er sagte aber nichts.

Sein eigenes Aussehen war düster und trübe. „Mir bekommt diese schwere Luft nicht,“ bemerkte er. „Dazu diese Weine, diese Speisen! das Alles fordert große körperliche Thätigkeit; sonst wird man Hypochonder und bekommt den Spleen. Ich denke, wir wollen in einigen Tagen abreisen.“

Sie hätte bei dieser Ankündigung vor Vergnügen „Gottlob!“ geschrien, allein sie faßte sich noch, und ließ es bei einem leisen, Beistimmung aussprechenden Druck seiner Hand bewenden.

In der Oper setzte er sich hinter sie, weil ihn die Lichter, wie er sagte, blendeten. Bald darauf sank der Kopf auf seine Brust und er war eingeschlafen.

Franziska bat, da ihr die Musik heute mehr peinlich als angenehm sei, mit ihr nach Hause zurück zu kehren. Am Schlusse des dritten Actes willigte er ein. Er sah sie mehrere Male nachdenklich an. Ihre Güte und Sorge schien ihn zu rühren; mehr aber noch zu verwundern.

Als sie ihre Wohnung erreichten, trat Gertrude ihnen mit hochschwebendem Busen und funkelnden Augen an der Schwelle entgegen.

„Durchlaucht!“ sagte sie. „Eine Dame wartet schon seit einer Stunde auf Hochdero Rückkehr.“

„Eine Dame!“ rief der Herzog, den Kopf aufwerfend, und eine Wolke sammelte sich auf seiner Stirne.

Er schritt rasch auf das Empfangszimmer zu und ließ die Thüre heftig in das Schloß fallen. Franziska war erbleichend stehen geblieben. Sie wollte sich so eben ihrem Schlafzimmer zuwenden, da trat der Herzog wieder heraus, eine Frau hing an seinem Arme, welche er die Treppe hinab an

ihren Wagen geleitete. Franziska horchte auf. „Wird er mit ihr gehen?“ fragte sie sich, und ihr Herz drohte vor Angst zu zerpringen. Sie hörte das Rollen der Räder, sie verhallten, — nein, da war er wieder, freundlich stand er vor ihr, und sagte „Gute Nacht! mein Franzerl!“ — Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und alle Sorge war vergessen. Doch stand ihre Ruhe fortan auf Glas.

Eine Liebe, welche ihr jeder Tag rauben konnte, gewährte nicht mehr die Sicherheit des Besizes. Was half es, daß er ihre Tugend pries, wenn die seinige so wenig standfest war, daß sie vor jedem schönen Augenpaare eine leichte Erschütterung erfuhr?

Am darauf folgenden Morgen stand der Herzog nicht auf. Er klagte, an Ueblichkeit und Kopfsweh zu leiden und seine Augen waren roth unterlaufen. Ein Arzt wurde gerufen und erklärte ein gastrisches Fieber im Anzuge.

Männer sind nie geduldige Kranke; um so weniger war es ein Fürst, der mit seinem Machtworte gern der Natur geboten hätte. Seine starke Constitution hatte ihm bis dahin à toute épreuve

gedient; jetzt zum ersten Male lernte er die Abhängigkeit von seiner eigenen Schwäche kennen und seinem „Ich will!“ antworteten ungehorjame Glieder.

Franziska saß an seinem Lager, ein Bild der Sorge, der Zärtlichkeit, der Aufopferung; sie legte ihre weiche weiße Hand auf seine glühende Stirn, ihn zu beschwichtigen und zu fühlen, sie strich seine Decke glatt, sie reichte ihm mit bittender Miene die übel schmeckende Arznei und hätte sie gern statt seiner verschluckt, um ihm das Unangenehme davon zu ersparen, sie umgab ihn mit all der sorgenden Liebe ihres weichen, warmen Herzens.

Tief gerührt sah er ihr zu.

„Wenn ich Dir das jemals vergessen könnte, Franzerl, was Du jetzt an mir thust!“ sagte er. „Nie, nie werde ich Dich verlassen!“

„Denken wir jetzt nicht an mich, theurer Herzog,“ sagte sie sanft, doch hatte das Wort verlassen sie auf das Tiefste erschüttert. Es war, als ob es ihr die Kehle zuschnüre. Verlassen? Konnte er sie denn verlassen, nachdem sie sein rechtmäßiges Weib geworden war?

Er nahm ihre kleine Hand und drückte sie an seine Lippen, sie weinte sanft vor sich hin; er glaubte, ihre Thränen gälten der Möglichkeit seines Verlustes und suchte sie zu beruhigen. „Ich werde dem Böhnen einen Brief an meine Brüder dictiren und ihnen die Sorge für Dich empfehlen,“ sagte er. „Wenn mich Gott abrufft, so soll es Dir dennoch an Nichts fehlen.“

Und wirklich benutzte er den ersten freien Augenblick, um diese Absicht auszuführen.

Franziska war dankbar für diese Vorsorge; doch war es das nicht, was sie betrübt hatte.

Mehrere Tage lang zweifelte man an seinem Aufkommen, und zitternd sah sie seinem wirklichen Verluste entgegen; allein sie fühlte auch zugleich, daß es sie weniger schmerzen würde, ihn durch den Tod zu verlieren, als lebend von ihm verlassen zu werden. Im erstern Falle konnte sie ein Wiedersehen hoffen; gehörte sein Herz ihr hier, so gehörte es ihr auch dort; im andern Falle war er durch alle Ewigkeit für sie verloren, und wie eine Wüste lag damit das Diesseits und Jen-  
seits vor ihrem Blicke.



Ein Priester wurde geholt, der Herzog beichtete und empfing die Absolution.

Franziska war indeffen in das anstoßende Zimmer getreten und fragte hier den Arzt: „Haben Sie wirklich keine Hoffnung mehr?“

Er zuckte die Achseln.

Sie brach weinend vor dieser stummen Erwiderung zusammen.

„Sichern Sie sich nur des Herzogs Cassé, gnädige Gräfin, damit Sie im Fall seines Todes nicht in pecuniaire Verlegenheit kommen,“ flüsterte ihr der Kammerherr von Böhnen mitleidig zu. Sie wissen nicht, welche große Veränderung durch sein Scheiden in ihren Verhältnissen entstehen wird, und was die Brüder des Herzogs für Sie thun wollen, steht schließlich immer noch in deren Belieben.“

Sie sah ihn an, als ob sie ihn nicht verstanden habe.

Endlich erwiederte sie, als ob sie ihre Gedanken von weit her holen müsse:

„Was mich ängstigt, ist nicht, ihn auf der Erde zu verlieren, Herr von Böhnen; aber des Trostes zu entbehren, ihn im Himmel wieder zu

finden, wo die Rechte seiner ersten Gemahlin den meinigen vorgehen können. Es ist der Gedanke, er könne auf immer für mich todt sein, was mich quält.“

Er zog sich kopfschüttelnd zurück und begriff die Gleichgültigkeit gegen ihr nächstes Interesse nicht, während ihre eingebildeten Sorgen ihm wie Thorheit erschienen. Mitleidig sah er sie an.

In dieser Nacht schlummerte der Herzog ein wenig, und damit wendete sich die Krankheit zum Guten. Franziska küßte mit freudiger Rührung am Morgen seine Hände und er selbst vergoß Thränen, als er seiner Wiederherstellung gewiß ward.

„Gott konnte so hart nicht sein, mich jetzt abzurufen, wo ich wieder gut machen kann und will,“ sagte er weich, denn seine körperliche Schwäche stimmte ihn milde. „Auch hast Du es nicht verdient, mein herzallerliebstes Franzerl, daß Du in einer verlassenen Lage, ohne Freund, ohne Beschützer hier zurückbleibst, nachdem Du so Großes an mir gethan hast.“

Sie lächelte durch Thränen.

„Wenn aber Durchlaucht mich dennoch eines

Tages verließen," sagte sie, sich Muth gewinnend, um das Fürchterliche auszusprechen, „welche Rechte hätte dann die arme Franzerl geltend zu machen? Keine! Im Himmel muß ich vielleicht vor einer Andern zurückstehen und wer weiß, ob mir auf Erden nicht noch ein gleiches Schicksal beschieden ist.“ Sie begrub ihr Gesicht in seine starke Hand und schluchzte heftig.

„Franzerl!“ sagte der Herzog bewegt, „Franzerl! Sorge nicht! Nengstige Dich nicht! Was im Himmel sein wird, kann ich nicht sagen, weil es von mir nicht abhängen mag, dort über unser Verhältniß zu einander zu bestimmen; aber auf Erden soll Dir, so wahr ich der ewigen Gnade theilhaftig werden will, Niemand Deinen Platz rauben! Sich! Man soll nicht schwören; aber Dich zu beruhigen, habe ich's dennoch gethan. Bist Du nun zufrieden?“

„Ich bin es!“ sagte sie und lächelte ihn durch ihre Thränen, welche wie Thauperlen auf dem Sammet ihrer Wangen hingen, an. „Ich bin es, mein geliebter Herzog! Den Platz neben Ihnen mir rauben, hieße Ihrer armen Franzerl den Tod geben...“

„Und mein Liebstes opfern,“ fiel er ein.  
„Nein, nein! mein süßes, mein appetitliches Franz-  
zerl. Nie, nie scheide ich mich von Dir!“

„Ach! ewigen Dank für diese schönen Worte!“  
rief sie überglücklich aus. „Nichts kann mein  
Herz so hoch erfreuen, wie die Versicherung der  
Fortdauer Ihrer Gunst, und nichts mich tiefer  
betrüben, wie die Möglichkeit, von Ihnen verstoßen  
zu werden.“

„Ich werde Dir, wenn Du es so gern hörst,  
alle Tage sagen, daß dies nie der Fall sein kann!“  
Und zärtlich küßte er die rosigten Spitzen ihrer  
zierlichen weißen Finger.

---

## Elftes Capitel.

*Joseph*

Der Herzog wird eifersüchtig auf den Kaiser Leopold.

---

Henriette von Grollmann empfing seit der Standeserhöhung ihrer Freundin nur selten Briefe von dieser. Sie fühlte wohl, daß damit eine Kluft zwischen ihnen entstanden sei. Franziska durfte von dem was sie erfreute und betrübe, und überhaupt von ihren nächsten Beziehungen nicht reden, noch wagte jene darauf anzuspieren. Da man sich gegenseitig also nicht sagen konnte, was man auf dem Herzen hatte, so schrieb man lieber gar nicht.

Mit allen Frauenfreundschaften findet ja mehr oder minder das Gleiche statt, sobald ein Mann dazwischen tritt.

Henriette klagte über Undank. Sie hatte der Freundin zu ihrem Glücke verholfen, wie sie meinte, und dafür nun die Freundin verloren.

Sie hätte sich vorherfagen können, daß es so kommen würde, kommen müsse; allein so zu folgern lag nicht in ihrer Art.

In dieser Stimmung fand sie der kleine Kammerherr, als er seinen Unmuth zu fühlen, sie aufsuchte. Diesmal nahm sie, während er sich die Genugthuung gewährte, die ganze Geschichte seiner Ehe noch einmal vor ihr zu durchleben, minder eifrig Franziska's Partei. Er betrachtete natürlich alle Ereignisse von seinem Standpunkte aus, und hatte überall Recht, die Anderen Unrecht.

Alle Thatfachen bekamen auf die Weise eine andere Färbung. Henriette, um darzuthun, wie auch sie zu leiden habe, wiederholte ihm den guten Rath, womit sie ihre Freundin, in Bezug auf ihn, bedacht hatte. „Und so lohnt sie mir nun meine Freundschaft!“ hieß der Nachsatz.

„Ja, so lohnt sie Ihnen, die Sie es so gut mit ihr im Sinne hatten,“ wiederholte der Kammerherr, höchst zufrieden, endlich Jemand zu finden, der die arme Franziska mit ihm gemeinsam anklagte. „Und Sie hatten doch so vollkommen Recht! Denn ich wäre ganz gewiß zu nehmen gewesen! Hätte sie sich nur die Mühe gegeben,

mich zu lieben, so würde ich ihr in vielen Dingen nachgegeben haben. Ich bin nicht so geizig, wie man mich verschreit.“

„Ich habe das auch nie von Ihnen geglaubt.“

„Sie erinnern sich, welche schönen Sachen ich damals auf Ihren Rath für die Undankbare einkaufte.“

„Ja wohl! Sie folgten mir in allen Dingen.“

„Da haben Sie also den Beweis: Ich kann generös sein, Henriettchen; glauben Sie es mir!“

„Ich glaube es nicht nur; ich weiß es.“

„Man hat doch auch ein Herz.“

„Wohl hat man das!“ Und Henriette legte die Hand auf das ihrige, wie um dessen Schlägen zu prüfen und wandte dabei das dunkle Auge zum Himmel.

„Wie schön Ihnen dieser Blick steht!“ sagte er seufzend und zog ihre andere Hand an seine Lippen.

„Kleiner Schmeichler!“ versetzte sie, und sah schwachtend auf ihn herab.

„Ich glaube, wir hätten ein recht glückliches Paar abgeben können!“ rief er, ihre Hand noch immer haltend.

„Wenn der Himmel es so gewollt hätte!“  
seufzte sie.

„Er kann es ja noch wollen.“

„Meinen Sie?“

„Henriettchen!“ rief er, und sah sie ganz verliebt an.

„Friedrich!“ seufzte sie in demselben Tone.

„Sie wollten mir einmal ein Rendez-vous zugestehen!“

„Erinnern Sie mich nicht an diese Schwäche.“

„Thun Sie jetzt mehr noch; kommen Sie ganz mit mir!“

„Sie scherzen.“

„Auf Ehre nicht! Sie haben mich stets zu nehmen gewußt. Zeigen Sie der Undankbaren, daß man an meiner Seite ein glückliches Leben führen könne. Verursachen Sie ihr den Verdruß!“

„Was bleibt mir übrig!“ seufzte sie, mit einem traurigen Blicke auf den kleinen Kammerherrn.  
„Lassen Sie uns also diese kleine Rache an ihr nehmen, und ihr beweisen, daß mein Rath ein sehr guter gewesen.“

„Ich habe also Ihr Ja!“ rief er vergnügt.  
„So bitte ich um den ersten Kuß.“



Henriette sah un schlüssig aus.

„Genügt Ihnen nicht mein Wort, mein Händedruck?“ lächelte sie.

„Nichts da! Kleine Brüde! Verfallen Sie nicht in Franziska's Zimperlichkeit. Zur Liebe gehören Küsse. Ohne diese schmeckt die Ehe wie trockenes Brod!“ Damit zog er sie an sich und drückte seinen großen Mund zu mehreren Malen herzhaft auf ihre Lippen.

Henriette entwand sich ihm, glühend heiß.

„Sie sind zu feurig!“ sagte sie und sank erschöpft in einen Stuhl.

Hell auflachend erwiederte er: „das war noch nichts; es kommt noch besser. Ich bin freilich nicht groß; aber doch kein Mann von Papier.“

„Das Neue unseres Verhältnisses ist noch so überwältigend für mich; verlassen Sie mich jetzt, theurer Mann! damit ich mich fasse.“

Sie reichte ihm mit einem zärtlichen Blicke die Hand.

Er zog diese an seine Lippen und sagte: „Wenn Sie mich auf die Art ansehen, so können Sie alles mit mir machen.“

So wie sich die Thüre hinter ihm geschlossen

hatte, sprach Henriette auf und machte ein ganz anderes Gesicht. Hatte sie auch selbst diese Scene herbeigeführt, ja vielleicht seinen Besuch nur in dieser Absicht gestattet; so fand die Entscheidung ihres Schicksals sie dennoch fassungslos. Sie wollte aus ihrer abhängigen Stellung heraus; allein um einen hohen Preis gewann sie diese Freiheit, und sie haberte noch ein wenig mit dem Schicksal, daß es ihr keine andere Gelegenheit geboten hatte.

In Montbéliard heirathete man seit einiger Zeit so viel, daß sie endlich, von diesem Beispiele angesteckt, ihren ledigen Stand zu verabscheuen anfing.

Die älteste Tochter des Prinzen war die Gemahlin des Großfürsten Paul geworden, welcher seine Gattin, eine Prinzessin von Darmstadt, im ersten Jahre ihrer Ehe verloren hatte. Der Prinz und die Prinzessin von Montbéliard fühlten sich stolz auf diese Verschwägerung mit der Kaiserin Katharina, und sahen, nach solchem Anfange, dem wachsenden Glanze ihres Hauses mit Zuversicht entgegen.

Bald darauf meldete sich auch der Coadjutor

des Fürst-Bischofs von Lübeck als Bewerber für die zweite, während der älteste Sohn, der muthmaßliche Erbe von Württembergs Krone, Auguste Caroline Sophie von Braunschweig Wolfenbüttel, \*) eine dem Kindesalter kaum entwachsene Prinzessin von seltener Schönheit, heimführte.

Feste folgten auf Feste, der Familienkreis vermehrte sich und verkleinerte sich, die jungen Paare kamen und gingen; dabei stieg in Henriette die Sehnsucht auf, gleichfalls so hinauszuziehen und das Leben von dieser noch ungekannten Seite zu erfassen.

War auch mancher Schein an diesem Glücke, so war es doch der natürliche Verlauf; weinte die zärtliche Mutter auch jeder scheidenden Tochter heiße Thränen nach, so hätte sie doch darum nicht sie bei sich zurückhalten mögen. Das Weib soll dem Manne folgen. Die natürlichen Beziehungen fliehen, heißt seine Entwicklung hemmen. Die Raupe verpuppt sich und wird zum Schmetterling, und Niemand fragt sie, ob sie nicht Raupe bleiben

---

\*) Großmutter des regierenden Königs von Württemberg.

wolle, nicht als Raupe schon glücklich genug sei; sie gehorcht einfach den Gesetzen der Natur. Was sonst dabei herauskommen mag, muß ihr einerlei sein.

Henriette hatte den kleinen Kammerherrn zu genau kennen gelernt, um nicht zu wissen, daß seine Behandlung ihr einige recht große Schwierigkeiten bieten würde; allein er war reich, führte einen guten Namen, gab ihr eine Stellung in der Welt, und geheirathet mußte jetzt um jeden Preis sein.

Es war ihr trotzdem ein ganz eigenthümlicher Gedanke, sich als ihm verlobt zu betrachten.

Sie trat vor den Spiegel, um ihre Kleidung für seine Zurückkunft etwas zu ordnen, und alles sah ihr dabei an ihr ganz anders aus. Ein neuer Nimbus umgab sie in ihren eigenen Augen, sie war auf dem Wege eine Frau zu werden.

Der kleine Kammerherr hatte es gleichfalls nicht veräumt, sich für sie zu schmücken. Sein Reisekleid war einem von buntem Sammet gewichen und die goldgelbe Weste unter diesem glänzte schon von Weitem. Bunte Farben waren ihm lieb, er trug stets, was auffiel.

Als er, einen großen Blumenstrauß in der Hand, jetzt bei ihr eintrat, sah er so komisch aus, daß sie beinahe laut gelacht hätte; denn es war das lebensvolle Bild eines Hampelmannes. Ihrer Rolle sich erinnernd, verkehrte sie es in ein heiteres Lächeln, trat ihm einen Schritt entgegen und reichte ihm mit vielem Anstande ihre Hand entgegen.

Er neigte sich, diese an seine Lippen zu führen, versicherte ihr dabei aber: der Mund wäre ihm lieber.

„Wie witzig Sie sind!“ versetzte sie mit coquettem Lächeln, während sie ihre Nase in dem Bouquet vergrub. „Man muß indessen nicht zu freigebig sein; es ist dies ganz so schlimm, wie das Gegentheil.“

„Ach, Sie spielen auf die mir zur Last gelegte Deconomie an, Sie kleiner Schalk! Aber Sie sollen erfahren, daß ich auch generös sein kann.“

Zugleich zog er aus seiner Tasche ein kleines Etui hervor und präsentirte Henrietten ein Paar altmodisch gefaßte Ohrgehänge.

„Von meiner Urgroßmutter!“ fügte er hinzu. „Es ist auch Halsband, Busennadel zc. zc. in



gleichem Geschmacke da; allein ich gebe gern oft und nicht mit einem Male zu viel.“

„Und das nennen Sie generös fein? Theurer Mann, jetzt müssen Sie mir Alles bringen, wenn Sie mich zufrieden stellen wollen; ich möchte um keinen Preis das Eine ohne das Andere!“

„Sie scherzen!“ sagte er erstaunt. „Es heißt ja, wer den ihm gebotenen kleinen Finger nicht ergreife, der verdiene nicht die ganze Hand.“

„Dummes Sprichwort! Habe ich denn nicht die Ihrige ganz ergriffen? Und verdiene ich sie darum vielleicht nicht?“

„Freilich! Aber...“

„Keine Aber! Sie Theurer! Den ganzen Schmuck, wenn ich Sie als generös verehren und bewundern soll.“

„Wenn ich Sie so verwöhnte, so...“

„Kein Wenn! mein lieber Verlobter!“ sagte Henriette und legte mit schalkhaftem Lächeln ihre weißen Finger auf seinen Mund. „Ein galanter Ritter, wie Sie, wird die Dame seines Herzens zufrieden stellen. Gehen Sie und holen mir den Schmuck!“

„Sie sind grausam!“ rief er geängstigt und

erhob sich zögernd. „Soll ich denn thun, was Sie wollen?“

„Hat je ein Bräutigam etwas Anderes gethan!“ sagte sie, ihn mit einem schmachttenden Blicke verfolgend. „Theurer Friedrich! Wenn jetzt meine Wünsche keine Gesetze für Sie sind, was werden sie dann in Zukunft sein?“

„Gut denn! Ich thue Ihnen den Willen. Wir wollen aber recht bald Hochzeit machen.“

Henriette lachte befriedigt, als er hinaus war und meinte bei sich: daß es nicht so sehr damit eile und besser sei, ihn vorher an einige Aufmerksamkeiten zu gewöhnen. Sie wußte von Franziska, daß er dieser, wenn er übler Laune gewesen oder mit ihr unzufrieden war, die Geschenke wieder abforderte, welche sie dann auch gutwillig zurückerstattet hatte. Sie wollte ihn auch in dem Bezug eines Besseren belehren, er sollte mit ihr nicht, wie mit einem Kinde, spielen dürfen.

Ihren hohen Gebietern wagte sie ihre neuen Aussichten, aus Rücksicht auf Franziska und ihre Stellung zum Herzog, noch nicht mitzutheilen.

Diese waren überdem gerade jetzt ganz be-

schäftigt mit der Aussicht, den Kaiser Joseph II. als Gast bei sich in Montbéliard zu sehen, und knüpften an die Ehre dieses Besuchs die Hoffnung einer noch größeren für ihre Familie; denn es ließ sich erwarten, daß er einen Zweck mit seinem Kommen verbinde.

Sein Neffe war noch unvermählt, und man errieth, daß er für diesen sein Auge auf die dritte Tochter des Prinzen Friedrich geworfen habe; zweien Kaiserfamilien so nah verwandt zu werden, war der Ehre fast zu viel.

Auch in Hohenheim erregte die Anmeldung dieses hohen Gastes große Aufregung. Freilich reiste er incognito und wollte nur als Graf von Falkenstein empfangen sein; allein auch unter dieser Maske wünschte man ihm jegliche Ehre zu erweisen, vor allen Dingen aber lag es einem kleinen Fürsten daran, nicht zu klein zu erscheinen.

Herzog Karl hatte den Kaiser eingeladen, während seines Aufenthaltes in Stuttgart sein Schloß zu bewohnen. Da dieser das Anerbieten abgelehnt, so gerieth er auf den Einfall, von allen Gasthöfen der Stadt die Schilde abnehmen und dafür über das Portal des Schlosses in unge-



heuren Buchstaben die Ueberschrift „Hôtel de l'Empereur“ setzen zu lassen.

Da der Kaiser nun in der ganzen Stadt kein einziges Wirthshaus finden konnte, so mußte er sich lachend entschließen, in diesem abzustiegen, wo noch dazu Herzog Karl selbst ihn als Wirth gekleidet empfing und alle seine Hofleute die Stelle von Kellnern vertraten. Der Scherz war so gut erfonnen und so trefflich durchgeführt, daß er die größte Heiterkeit hervorrief.

Franziska verweilte indessen in banger Erwartung in Hohenheim. Der Kaiser sollte am folgenden Tage dahin kommen, sie ihn empfangen. Mit welchen Augen er sie betrachten würde, fragte sie sich.

Bei solchen Gelegenheiten wurden die Säle des jetzt vollendeten Schlosses geöffnet und sie kam aus ihrer kleinen Wohnung, in dem Glanze der Einrichtung entsprechender Kleidung, mit dem Herzoge herüber, um an seiner Seite die Gäste zu bewillkommen.

Stolz und Demuth lagen dabei in ihrem Wesen; Stolz, daß sie diese Stellung einnehmen durfte; Demuth, weil sie sich dann wiederum fragte, mit welchem Rechte sie es dürfe.

Es herrschte steter Zweifel in ihrer Seele und niemals die ruhige Zufriedenheit wahren Glückes.

Sie war in weiße Seide gekleidet, reich und modisch; aber dabei sehr einfach. Der Anzug ist ein sicheres Gepräge des Sinnes, er ist ein Bild des innern Menschen. Der Herzog musterte ihn, als sie fertig war und ein leichtes Nicken des Hauptes sprach seinen Beifall aus.

Eine elegante Frauengestalt gehört zu einem Feste, wie zu dem Empfange von Gästen, weil sonst die Grazien fehlen.

Der Kaiser wußte um Franziska und ihre Beziehung zum Herzog; als dieser sie ihm jetzt vorstellte und sie so schön, so anmuthsvoll, mit so vieler Bescheidenheit und doch zugleich Würde sich vor ihm neigte, ward er auf das höchste für sie eingenommen, und es sprach sich in seinen Mienen aus, daß sie ihn gewonnen hatte. Mit der liebenswürdigsten Huld bot er ihr seinen Arm, damit sie seine Führerin durch den Garten mit seinen verschlungenen Gängen, Ruinen und Anlagen sei.

Ihr Lieblingsaufenthalt war eine kleine Köhler-

hütte geworden, worin sie ihre Bücher aufgestellt hatte und ihre Morgen zubrachte; hier hielt sie zunächst ihre Schritte an.

„Dies ist mein Trianon!“ sagte sie scherzend. „Während der Herzog Audienzen erteilt, sitze ich hier und lese. Ich kann den Geschmack der schönen Königin von Frankreich ganz gut begreifen; denn es würde in ihrer Stellung auch der meinige sein.“

„Man schätzt selten das, was uns das Schicksal in den Schooß geworfen hat. Meine Schwester will Kühe melken. Wäre sie aber als Pächterin geboren, würde sie ohne Zweifel nach dem Glanze von Versailles sich sehnen,“ erwiderte der Kaiser.

„Mein Fall ist dies nicht!“ sagte Franziska lebhaft. „Ich bin für einfache Verhältnisse erzogen und dennoch läßt mich der Glanz kalt. Der Schmuck unserer Gemächer ist ja am Ende so wenig gegen den, welchen Gott der Natur bei ihrem Erwachen leiht, oder auch wenn das Abendroth den Himmel in Purpur taucht; daß ich das Schönste dann immer noch dem minder Schöneren vorziehe, und dieses Schönste ist für Jedermann da. Ich fühle mich am glücklichsten im Umgange

mit der Natur, und da zu diesem Umgange Muße gehört und Freisein von irdischen Sorgen, so halte ich mich für sehr bevorzugt, in dieser Abgeschiedenheit mit Gott, meinen Gedanken und meinen Büchern verkehren zu können.“

„Jugend und Schönheit begnügen sich selten damit,“ sagte der Kaiser, sie fragend ansehend; „denn die Blumen und die Bäume haben keine Augen, Gräfin.“

„Sie können aber sprechen, Kaiserliche Majestät,“ versetzte sie, zum Danke für die Artigkeit sich lächelnd neigend, „und was diese mir sagen, thut mir wohl. Den Menschen kann ich meine Gedanken nicht aussprechen, sie errathen nicht, daß ich durch inneres Leiden, durch innere Erfahrung weit über meine Jahre alt bin.“

„Sollte man das glauben, wenn man den ruhigen Spiegel dieses Angesichtes sieht?“

„Es giebt auch klare Gewässer, denen man bis auf den Grund schauen kann, und die dennoch, wenn man einen Stein hineinwirft, sich trüben.“

Der Herzog holte sie hier ein.

Im Dörfle, wo sie jeden Morgen mit diesem zu frühstücken pflegte, standen Erfrischungen auf-

gefest, und sie zeigte dem Kaiser die kleine Küche, in welcher sie oft selbst eine Chokolade oder irgend eine Leibspeise bereitete, um Seine Durchlaucht, wenn sie von der Jagd kam, damit zu überraschen.

Von da wandelten sie an Pyramiden, Obeliskten, maurischen Kirchen, Gefängnissen, Tempeln und Wasserfällen vorüber, bis sie ermüdet das Schloß wieder erreichten, wo man zur Tafel ging.

Franziska saß neben dem Kaiser, welcher ein so liebenswürdiger Gesellschafter war und sein klares Auge mit solchem sichtlichen Wohlgefallen auf seiner Nachbarin ruhen ließ, daß mitunter des Herzogs Stirne sich faltete. Der Rang seines Gastes konnte allein ihn abhalten, die Tafel aufzuheben; doch saß er wie auf Kohlen und ein unruhiges Hin- und Herbewegen seiner Füße verrieth sein inneres Unbehagen. Gern würde er ein kleines räusperndes Hm! Hm! haben hören lassen, wie einst der kleine Kammerherr gethan, wenn der Respekt ihm dies nicht verboten hätte. —

Die Tafel schien ihm viel zu lang zu dauern, und hastig erhob er sich, als endlich sein hoher

Gast zum Aufbruch einlud. Um Franziska's Lippen schwebte lange schon ein kleines schadenfrohes Lächeln. Ihr war das artige Benehmen des Kaisers eine große Genugthuung, es beglückte sie innerlich, von diesem Manne ausgezeichnet zu werden, sie dankte dem Himmel für diese Gunst. Daß der Herzog Zeuge davon war, konnte sie nicht betrüben; denn auch in seinen Augen mußte dieser Beifall sie erhöhen, sie seiner Gnade werther noch erscheinen lassen. Die kleine Anwendung von Eifersucht ließ sie ihn daher gern hinnehmen.

So wie sie sich mit ihm allein befand, bemerkte sie: „Der Kaiser ist wirklich sehr lebenswürdig.“

Der Herzog zuckte die Achseln. „Das ist Sache des Geschmacks,“ erwiderte er dann kühl.

---

## Zwölftes Capitel.

Franziska weint, weil man sie verkennt.

---

Wenige Tage darauf saß Franziska in ihrer Köhlerhütte und weinte schmerzliche Thränen. Sie hatte diesen Morgen die Nachricht von der Verlobung ihrer Freundin bekommen. Henriette meldete ihr diese Veränderung ihres Schicksals in einem Tone, welcher ihre gereizte Stimmung verrieth; zwischen den Zeilen las sie, daß die Freundin sie des Hochmuthes und der Kältherzigkeit zeihe.

Was hätte sie für sie thun sollen? Oder vielmehr, was hätte sie in ihrer Lage thun können? Begriff man denn nicht, daß sie an der Seite des Herzogs der Deffentlichkeit angehöre und ihre Privatinteressen den Anforderungen des Publikums gegenüber schweigen mußten?

Zugleich waren auch Briefe von ihrer Familie, wie immer, reich an Klagen ähnlicher Art, eingetroffen.

Frau von Bernerdin befand sich seit dem Tode ihres Gatten in sehr beschränkten Verhältnissen, und wünschte, ihre Besizung zu veräußern, um sich mit ihrem kleinen Vermögen in die Stadt zurückzuziehen. Ihre jüngste Tochter Juliane war erwachsen, sie fand das Leben für diese zu einsam, und hoffte, sie durch die Schwestern in die Welt führen lassen zu können. Frau von Pflug lebte freilich als Wittwe von einer kleinen Pension; allein Frau von Wöllwarth hatte sich in zweiter Ehe mit dem Geheimrath von Seckendorj vermählt und befand sich in einer Lage, welche ihr den Zutritt zu den ersten Kreisen möglich machte. Ihre fünfte Tochter, Frau von Schertel, wohnte auf dem Lande.

Auf Franziska durfte sie, was die Freuden der Welt betraf, keine Rechnung machen; denn diese lebte ganz für den Herzog und sah ihre Schwestern nur privatim mit seiner besondern Erlaubniß. Sie meldeten sich daher auch nur selten bei ihr an, weil sie es für beleidigend hielten, auf diese Weise empfangen zu werden.

Ihre Unzufriedenheit hüllte sich dabei nicht in Schweigen, Jede von Ihnen glaubte von Fran-



ziſta Unterſtützung erwarten zu können, Jede hegte unbefriedigte Wünſche und klagte, daß ſie dieſen keine Rechnung trage. Keine fragte die Schweſter, ob ſie deren nicht auch kenne, ob ihr Schickſal nicht auch ſeine unausgefüllten Seiten habe; ſie beneideten ſie um ihre Equipage, ihre Schlöſſer, ihre koſtbaren Kleider, und vergaßen das Damokleſſchwert über deren Haupte; jede Stunde konnte ihr das Alles rauben und was dann?

Die Familie hätte dann wiederum den erſten Stein auf ſie geworfen und ſicherlich ihr wiederum nicht Schutz noch Beiſtand geboten.

Franziſka weinte, wie geſagt, bittere Thränen. Es waren nicht die erſten, welche der kalte Eigennuß der Ihrigen den ſchönen Augen entlockte. Sie gab ja ſo gern; allein wie groß waren auch die an ihre Privatkaſſe gemachten Anſprüche, und täglich wuchs die Zahl der Begehrenden; ſollte ſie nun der wirklichen Noth ihr Ohr verſchließen, um der eingebildeten abzuhelfen? Sollte ſie ihre Familie reich machen und dann in der Geſchichte Schwabens wie eine zweite Grävenitz daſtehen?

Sie trachtete für ſich ſelbſt nicht nach Geld

und Gut; sie wollte nur Liebe. Wenn der Herzog ihr kostbare Geschenke machte, so erfreute die Gabe sie, weil sie von ihm kam; doch nicht der Werth der Sache. Sollte sie nun, um ihrer Schwestern willen, das Vaster der Habjucht sich angewöhnen?

Der Herzog hatte sie daran gewöhnt, ein Tagebuch zu führen, dessen vergilbte Blätter noch heute größtentheils in dem Archiv zu Stuttgart aufbewahrt liegen. Sie verzeichnete darin, was täglich geschah und merkte seine jedesmalige Stimmung an, theils wohl, weil diese auch die ihrige bedingte, theils auch, weil er dann im Nachlesen des Geschriebenen, — was er regelmäßig vornahm — gewissermaßen den Spiegel seiner selbst erblickte. Oft auch dictirte er ihr ein Wort an sie, oder über sie, wie z. B.: „Schreibe, daß ich heute sehr mit Dir zufrieden gewesen bin!“ —

Sie hatte, während noch ihre Thränen flossen, darin bemerkt, daß sie sehr unglücklich sei, von so Vielen verkannt zu werden, und darüber weinen möge, bis sie ihr Leben ausgeweint habe.

Der Herzog traf sie in dieser Stimmung. Er glaubte Anfangs, daß ihre Betrübniß durch

den Tod ihres Onkels, des Herrn von Bernerdin auf Sindlingen, veranlaßt sei, den er soeben von dem Geheimrath Bühler erfahren, und gekommen war, ihr diese Nachricht mitzutheilen; allein er fand, daß sie davon noch keine Kunde erhalten hatte.

Er fragte nun, was ihr denn sonst begegnet sei; und da sie ihre Familie nicht anklagen wollte, so schob sie Alles auf Henriette.

„Tröste Dich darüber!“ erwiderte er. „Besser beneidet, als beklagt.“ Dann fügte er noch die Nachricht hinzu, daß sie die Erbin von Sindlingen sei.

„Mein Gott!“ rief sie fast erschreckt über diese Disposition ihres Onkels, welche ihre Schwestern zu neuen Klagen veranlassen konnte; so lieb ihr dieser Familienbesitz war, so hätte sie ihn darum lieber nicht ihr Eigenthum genannt. Zu dessen, da sie jetzt nicht mehr arm war, da sie ein eigenes Vermögen besaß, so konnte sie auch ohne Demüthigung dem Herzog die beschränkte Lage ihrer Mutter schildern und ihn um die Erlaubniß bitten, dieser eine jährliche Zusage zahlen zu dürfen.

Er hörte sie höchst gnädig an. Die Art, wie sie ihre Stellung zu ihm auffaßte, hatte seinen ganzen Beifall, er liebte diesen bescheidenen Stolz ihres Wesens, der sie lieber verpflichten als annehmen ließ; doch gab er ihr für den Augenblick keine bestimmte Antwort.

„Ich werde der Sache nachdenken,“ sagte er; doch war er innerlich schon entschlossen, diese Zusage aus seiner Kasse fließen zu lassen. Dagegen trug er ihr auf, Henrietten sogleich ein prächtiges Geschenk zu senden.

Sie fuhren gemeinsam nach Stuttgart und während der Herzog in die Akademie ging, ließ sie die Geheimrätthin Bühler zu sich entbieten und schüttete dieser ihr Herz aus. Die kleine Frau wußte stets Rath und hatte stets ein geeignetes Wort des Trostes bereit.

„Er wird Ihre Bitte gewähren,“ sagte sie sogleich; „aber die Frau Mutter nicht in seiner Nähe wissen wollen.“

„Lassen Sie die Angelegenheit jetzt ruhen, bis er selbst darauf zurück kommt. Man darf ihn nie erinnern; oder er thut grade das Gegentheil von dem, was sonst geschehen sein würde.“

„Ich habe noch eine Sache auf dem Herzen,“ nahm Franziska zaghaft das Wort. „In der École des Demoiselles führen so viele Fräulein den Namen Franquemont. Sind diese wirklich alle dem Herzog nahe verwandt?“

Die Geheimrätthin zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Und wenn sie es wären?“ sagte sie dann mit fragendem Blicke.

„Gott, Gott! Solchen sichtbaren Beweisen seiner Unbeständigkeit gegenüber, muß ich stets zittern, sein Herz zu verlieren!“ rief Franziska mit trostloser Miene.

„Seien sie darüber ruhig,“ erwiderte die Andere bestimmt. „Er kann Ihrer Liebe, Ihres Beifalls nicht entbehren; so lange ihm Ihr Auge der reine Spiegel seines bessern Ich ist, läßt er Sie nicht von sich, Gräfin!“

„Und wenn ihm meine Liebe, mein Beifall eines Tages zu seinem Glücke überflüssig wären, so verstieße er mich?“ Sie legte die Hand vor die Augen, als fürchte sie das Licht bei dem Gedanken.

„Das wird nicht sein.“

„Warum nicht sein? — Der Herzog sieht schon jetzt, daß andere Frauen schön sind.“

„Um des Himmels Willen nur keine Eifersucht!“ rief die Geheimrätthin entsetzt.

„Begreifen Sie denn nicht die Hölle dieses Lebens, bei jedem neuen Morgen zittern zu müssen, daß ich, wie Hagar, hinausgesandt werde in die Wüste! — Von allen meinen Freunden bliebe mir dann keiner; von Mutter, Schwestern hörte ich nur bitterm Vorwurf; ein Kind zu meinem Troste hat mir Gott versagt; allein wäre ich dann auf Erden mit meinem Gram und meiner Schande! Allein! Ganz allein! Und allein auch im Himmel!“

„Ich bliebe Ihnen!“ . sagte die kleine Frau mit Ueberzeugung und drückte Franziska's Hand an ihre Lippen. „Doch warum an das Schlimme denken? Wann es kommt, so kommt es ja immer noch zu früh! Nehmen Sie doch den Fall, wie undenkbar, an.“

„Wenn ich's könnte!“ seufzte Franziska.

„Weil Sie den Herzog lieben, beherrscht Sie diese Furcht.“

„Nein, liebe Freundin! Weil ich nicht von ihm geliebt werde, beherrscht sie mich; denn glauben

Sie denn, daß ich nicht recht gut fühle, was ich ihm bin und wie ich's bin? — Die Sklavin, welche nur von den Blicken des Gebieters lebt; sonst nichts. Sonst gar nichts!“

„Sie thun Unrecht, Gräfin, Ihre Lage so anzusehen,“ versetzte die kleine Frau sehr ernst. „Sie sind des Herzogs guter Genius! Was wollen Sie ihm mehr sein? Er ist durch Sie ein anderer Mann geworden, hat sein Land zu einem andern Lande gemacht. Denken Sie doch nach, wie es bei uns aussah, bevor Sie zu ihm kamen! — Welche Summen verschlangen da nicht Tänzerinnen, Sängerinnen und noch schlimmere Personen? Jetzt dagegen lebt die Durchlaucht so einfach, wie der einfachste Privatmann, und ist ein wahres Muster für sein Land. Die fremden Schüler bringen ihr schönes Geld hierher, und von allen Theilen Europa's kommen Leute, die Schule zu sehen. Das hebt den Verkehr. Welch ein Gewinn hat sich damit nicht für das bis dahin so arme Stuttgart herausgestellt! Und nun auch die Moral der Sache. Wissen Sie wohl, daß dies Institut einen unberechenbaren Einfluß auf unser häusliches Leben gehabt hat,

daß es uns Frauen eine Stütze geworden ist, indem es unsere Männer auch mit erzieht? Bis dahin hatte Jeder nur eine Häuslichkeit, wie der Türke einen Harem; von der Stellung einer christlichen Ehefrau als Weib und als Mutter wußte man nichts, die Süßigkeit des Ausruhens im Kreise der Seinigen nach des Tages Mühen, noch das Vergnügen, das kalte Alltagsleben, die Welt der Geschäfte bei uns hinter sich zu lassen, war ihnen bekannt. Mein guter Bühler selbst war keineswegs häuslich. Er mußte, wenn der Abend kam, in ein Wirthshaus gehen; was ich auch that, ich konnte ihm das Haus nicht gleich angenehm machen. Er bildete sich ein, daß ein Mann zu Männern in das Wirthshaus gehöre. Wenn ich über Einsamkeit klagte, so verwies er mich an den Strickstrumpf und die Nadel. Es schien ihm sogar etwas Weibisches darin zu liegen, mit Frauen viel zu verkehren. Wenn ich ihm vorstellte, es zeige sich dadurch gerade die Bildung eines Mannes, daß er mit uns zu verkehren wisse, so lachte er mich aus und meinte: ich sage das Alles nur, um ihn bei mir festzuhalten. Spät kam er dann heim, ach! viel zu spät für meine



Ruhe und seine Gesundheit, und er hätte ganz gewiß, wenn das so fortgegangen wäre, kein hohes Alter erreicht.“

„Er thut es also jetzt nicht mehr?“

„Behüte! Wie würde ein Geheimrath bei seinem Herrscher angeschrieben stehen, von dem man sagte, er frequentire die Weinhäuser? Jetzt wagen die fürstlichen Diener nur selten und ganz heimlich den Abend in einem solchen Locale zuzubringen; dagegen kümmern sich Alle um die Erziehung ihrer Kinder und wer darüber nicht in jeder Stunde genaue Rechenschaft abzulegen im Stande wäre, würde sich fürchten, dem hohen Herrn unter die Augen zu treten; denn er, der für die Söhne fremder Leute sich abmüht, würde es doch keinem eigenen Vater verzeihen, in dem, was er für das Wichtigste hält, lässig zu sein? Er ist daher recht eigentlich der Begründer des Familienlebens geworden, und verdient, daß wir schwebischen Hausfrauen ihm ein Ehrendenkmal errichten.“

„Wie mich das zu hören freut!“ rief Franziska, die hellen Thränen in den Augen.

„Ja, Gräfin! und daß ich's nur sage, nur Franziska von Hohenheim. II.

eine Stimme herrscht darüber im ganzen Laude, daß unser hoher Herr nie das geworden wäre, ohne Sie. Der Umgang mit einer sittlichen Frau hat ihn die Tugend lieben lehren. Ihre Güte, Sanftmuth, Frömmigkeit hat die schroffen Seiten seines Wesens gemildert, und ihn seine Launen zu beherrschen veranlaßt. Man kann jetzt mehr auf ihn bauen als sonst; er wechselt nicht so oft in seinen Entschlüssen.“

„Ach! gute Bühler! täuschen wir uns darüber nur nicht; mein guter Herzog ist immer noch ein Kind des Augenblickes.“

„Aber, Gräfin! Wollen Sie denn, daß derselbe Mann ein ganz anderer werde? — Man muß auch nicht zu viel verlangen!“ rief die kleine Frau fast unwillig aus.

„Den Vorwurf können Sie mir gewiß nicht machen, da meine Zuneigung einen weiten Mantel für seine schwachen Seiten hat; allein — was Sie auch sagen — ich zittere für mein Glück!“

Besorgt und ängstlich forschend ruhte nach diesem Ausrufe der Bühler Auge auf ihr.

„Haben Sie dazu eine besondere Ursache?“ fragte sie daun erwartungsvoll.

„Die Herzogin kränkt seit einiger Zeit!“ sagte Franziska kleinlaut. „Dem Herzog bietet sich damit eine ganz neue Zukunft.“

Die Geheimrätthin erhob sich unruhig.

„Ich werde mit meinem Manne darüber sprechen,“ sagte sie, als ob sie den Moment zu dieser Unterredung kaum erwarten könne. „Er weiß für Alles Rath; er wird auch hier zu helfen wissen. Zum Glück ist der Herzog Katholik. Das Land ist daher ganz damit zufrieden, die protestantischen Söhne seines Bruders ihm nachfolgen zu sehen. Er braucht Geld. Allenfalls würde man einige Opfer bringen, um keine katholische Descendenz zu haben. Lassen Sie mich nur sorgen! Es läßt sich da noch Vieles thun!“

„Sie geben mir das Leben wieder!“ rief Franziska und schloß sie innig in ihre Arme. „Was wäre ich ohne Sie gewesen; was wäre aus mir geworden ohne Ihre Hilfe! Alles, Alles danke ich Ihnen und Ihrem klugen, guten Rathe! Ach! Eine wahre Freundin ist ein Schatz, den kein Gold aufwiegt, und ist er das in gewöhnlicher Lebenslage schon, wie vielmehr in diesen so schwierigen Verhältnissen! Löhnen läßt sich das

nicht! Mein Dank ist eine schwache Vergeltung dafür. Könnte ich doch auch einmal etwas thun, um Ihnen mein Herz zu zeigen und nicht so ganz nur Schuldnerin zu sein.“

Die kleine Frau sah sie mit ihren klugen, guten Augen hell an.

„Gräfin,“ sagte sie dann innig; „Sie haben mir nichts zu vergelten. Was ich that, geschah für den Freund meiner Jugend und für mein liebes Schwabenland, und daß Sie es mir, mit Ihrer Hülfe, gelingen ließen, ist mir Lohn genug. Glauben Sie denn, daß ich nicht auch mein Körnchen Freude daran habe, wenn ich sehe, wie das Beispiel von Oben durch alle Schichten der Gesellschaft seinen segenvollen Einfluß übt? Wie jetzt jeder Beamte außer seinem Fache noch sonst etwas zu wissen strebt, in seinen Mußestunden ein gutes Buch in die Hand nimmt, von dem Fortschritte des Menschengeschlechtes träumt, und zu dieser sein Schärfelein beizusteuern sich verbunden fühlt? Sind nicht dadurch die Schwaben erst recht eigentlich unter sich Brüder geworden, seit sie einen gemeinsamen Zweck ihres Lebens anerkennen, und Alle für einander einstehen? Sollte dieser schöne

Geist ihrer Verbrüderung, dies sittliche Band, das sich um sie geschlungen, jetzt schon zerreißen, so wäre es mit den Früchten vorbei; nicht Thretwegen, Gräfin, aber meines Vaterlandes willen werde ich dies zu verhindern wissen.“

Sie schied höchst erregt und Franziska blieb höchst gedankenvoll zurück.

Es war Jener also nicht an ihrem Glücke gelegen gewesen, sie hatte ihr als Mittel zu ihrem Zwecke gedient; obgleich die Sache dieselbe war, so machte es sie dennoch traurig.

Sie wurde durch einige Schüler der Akademie unterbrochen, welche der Herzog zu ihrer Unterhaltung zu ihr sandte. Diese Jünglinge schwärmten für die reizende Frauengestalt, welche stets wie ein guter Engel in den Schulsälen erschien, und nur gute Worte und gute Gaben für sie hatte.

Franziska war heute wenig in der Stimmung, den rechten Ton mit ihnen anzuschlagen, allein sie zwang sich, und die über ihr ganzes Wesen ausgegossene sanfte Traurigkeit flöste den kleinen Freunden eine Art Mitgefühl ein, welches sie ihre Schüchternheit überwinden ließ, um die Gräfin durch allerlei drollige Schwänke aufzuheitern. Ihr

besonderer Liebling und auch ihr besonderer Verehrer war Friedrich Schiller, ein talentvoller Jüngling etwas wilder Art, der häufig Verse auf sie machte.

Die Unbeholfenheit seines Wesens zeigte sich stets doppelt, wenn er vor ihr recht liebenswürdig erscheinen wollte, und die versteckten Complimente, womit er ihre Schönheit und Grazie pries, erregten stets ihre Lachlust. Auch heute gelang es seinen Schwänken und Witzen, sie ihren Kummer vergessen zu machen. Ein ganz heiteres Gespräch war im Gange, in dessen Folge sie einen Brief hervor zog, und den jungen Schiller bat, ihr das begleitende Gedicht vorzulesen. Es war von Louise Karfchin und enthielt das Gesuch, ihren Namen einer Subscription beizusetzen.

Franziska! Fürstin! ausgestattet  
 Von der Natur mit allem Glanz,  
 Mit allen Tugenden gegattet!  
 War nicht in London Alles ganz  
 Bezaubert, was Dich angesehen!  
 War nicht in Stuttgart Alles todt,  
 Bis Deine Wiederkunft gesehen,  
 So lieblich wie das Morgenroth!  
 Hieß nicht Entzücken Dich willkommen  
 Zur Seite des geliebten Herrn,  
 Und hat Dein Herz und Ohr nicht gern

Die neue Hulldigung vernommen,  
 Du schöner Landesstern?  
 Warum doch thu' ich diese Fragen,  
 Worüber ich ja selber schon  
 Mir ungefragt kann Antwort geben?  
 Warum ist nicht mein erster Ton  
 Die Bitte, daß Du Deinen Namen  
 Sollst geben zur Subscription  
 Für meine Tochter, die viel Damen,  
 Viel große Herrn zur Ehre sich  
 Vor ihrem Büchlein wünscht zu haben?  
 Mein Mutterherz beschwöret Dich  
 Bei Deiner schönen Seele Gaben:  
 Gib Deinen theuren Namen hin  
 Zu Curlands holder Herzogin;  
 Zu Dessaus Fürstin und zur ersten Prinzessin  
 Von Preußen und zu Ferdinanden,  
 Den Friedrichs Wittwe Bruder nennt.  
 Die Namen sind schon hier vorhanden,  
 Und wenn Dein Auge noch nichts kennt  
 Von meiner Tochter Dichtungsgeiste,  
 So lies den sapphischen Gesang,  
 Den mancher biedere Kenner preiste  
 Schon Jahre lang,  
 Ohn' die Verfasserin zu kennen.  
 Und wenn Du meiner Tochter nun  
 Willst Deines Namens Ehre gönnen,  
 So laß mir's kund durch meinen Schubert thun,  
 Der ewig wird für Dich und Deinen Herzog brennen.

A. L. Karfchin.

Er las es näselnd und mit fürchterlich schwäbischem Accent; machte dabei von Zeit zu Zeit Glossen

über das Vermaß und den Inhalt der Production, welche so beißend, wie belustigend waren. Seine Gefährten lachten und Franziska lachte herzlich mit.

Während ihre Stimmen sich in diesem heitern Chor vereinigten, trat der Herzog ein. Er blieb einen Augenblick an der Thür stehen und überfah die Gruppe; nähertretend, sagte er dann:

„So ist's recht, Franzerl! So hab' ich's gern. Mit der Jugend verkehrt! Das hält uns frisch. Geht nun Eurer Wege, Kinder. Adieu, Adieu! Ihr habt die Gräfin nun lange genug für Euch gehabt, laßt sie mir nun auch ein wenig.“

---



## Dreizehntes Capitel.

Franziska findet in der Höhlenhütte einen inhaltreichen Brief.

---

Ein Courier aus Bayreuth war eingetroffen; der Herzog verweilte in seinem Zimmer und empfing Niemand.

Franziska saß am Fenster und schaute in den Hofraum hinaus. Sie hatte ängstliche Träume gehabt, böse Ahnungen quälten sie, ein unbeschreibliches Etwas schnürte ihre Brust zusammen.

Zu ihrer Beruhigung zog sie die Briefe des Herzogs hervor und las den an ihrem letzten Geburtstage an sie gerichteten mit halber Stimme vor sich hin. Er lautete:

Tugendsame Freundin!

Was ist die höchste Stufe der menschlichen Glückseligkeit auf diesem Erdball anders, als wahre

Freunde — tugendfame Freunde erkennen, um sich nach ihnen bilden zu können.

Die Seele, dieses göttliche Kleinod, dient uns zum Werkzeuge und eben deswegen ist und bleibt sie uns unschätzbar.

Liebste Freundin! Weit über dem gewöhnlichen Haufen — weit über gewöhnliche Lobsprüche — weit über tägliche Wünsche — weit über das, was man dem Haufen vorzusagen pflegt, erhaben, kann Deiner tugendfamen Seele wohl kein reineres, kein passenderes Opfer dargebracht werden, als in Dir, tugendfame Frau, das anzuerkennen, was Du bist, und Dir ungeheuchelte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nur Deinesgleichen, o seltene Erscheinung, verdienen.

Edle Seelen allein sind dieser Erkenntniß fähig; daß doch Dein Beispiel Viele nach sich ziehen möchte. Dies wäre so gewiß ein göttliches Geschenk, als Dich eben diese Vorsehung zur Beruhigung meiner übrigen Tage ansersehen hat.

Tugendfame Freundin! Ich weiß den Werth, Dich meine Freundin zu nennen, gewiß zu schätzen; aus diesem Grunde flehe ich heute, wie alle Tage, zu ihm, dem allein nichts unmöglich ist, daß er

jeden Tag Deines tugendsamen Lebens zu einem Jahre werden lasse, daß er Dich bewahren möge nach Deinen seltenen Verdiensten und mir dadurch das erhalte, was ich für das Kostbarste schätze.

Liebe Freundin! Lebe.

Deine Beweise gegen mich in den verflossenen Monden — wem ist es verborgen?

Nur denen, welche der Rechtschaffenheit unfähig sind.

Ja, Monate, setze ich! Deine Beweise, Herr! Wer kann Dich mißkennen! Sprich — Ersetze den engen Bezirk, nicht des Wünschens, sondern des Könnens, thue — vollbringe!\*) Karl.

Sie war damit zu Ende gekommen, ohne daß sie sich beruhigter fühlte. Ihr war zu Muthe, als ob sie an einem Wendepunkte ihres Schicksals stehe.

Gertrude unterbrach ihr trübes Nachsinnen.

„Hast Du den Herzog gesehen?“ fragte sie diese. „Ist er noch immer allein oben in seinem Zimmer?“

Die Dienerin sah sie befremdet an. Sie

---

\*) Dieser Brief steht im Journal für Deutschland, 1788.

war mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt und wußte nichts von Seiner Durchlaucht.

„Ich komme mit der ganz unterthänigsten Bitte, den Dienst der gnädigen Gräfin jetzt endlich verlassen zu dürfen,“ begann sie feierlich.

„Jetzt endlich!“ fiel ihr Franziska fast ungeduldig in die Rede. „Das klingt ja, als ob Du ein halbes Jahrhundert bei mir gewesen wärest, und Dich stets fortgesehnt hättest.“

„Halten zu Gnaden, ich meinte das nur in Bezug auf meinen ledigen Stand; es wird doch Zeit, damit ein Ende zu machen.“

„Du denkst also noch immer daran?“

„Freilich!“ sagte Gertrude empfindlich. „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht so gut wie andere Leute unter die Haube kommen soll. Die gnädige Gräfin haben doch auch ihre Hälften gesucht.“

„Rede mir nicht mehr von Hälften!“ sagte Franziska ungeduldig. „Du kommst mir gerade jetzt ganz ungelegen damit. Das fehlt mir noch, ein fremdes Gesicht um mich zu sehen!“

Gertrude führte die Schürze an die Augen und brach in Schluchzen aus.

„Womit habe ich es um Euer Gnaden verdient, daß Sie meinem Glücke im Wege stehen?“

„Glück? — Du weißt, was Du hast; Du weißt nicht, was Du findest. Geh' denn, wenn Du es nicht anders willst. Verlasse Deine Herrin in dem Augenblicke, wo Sie Deines alten Gesichtes am meisten bedarf — wo Sie selbst vielleicht verlassen wird,“ setzte sie heimlich hinzu.

„Aber — man wird nicht jünger und Friedrich könnte sich wieder besinnen;“ rief sie weinerlich.

„Nun ist es Friedrich, sonst war es Hans und wer weiß wie viele noch. Ist es denn Scherz oder Ernst mit diesem Bewerber?“

„Beim allmächtigen Hergott! Er will mich wirklich und wahrhaftig nehmen!“ sagte Gertrude betheuernd. „Ich habe ihm nämlich die Försterstelle beim Herrn Baron von Leutrum' ausgemacht.“

„Zu dem willst Du ziehen?“ sagte Franziska vorwurfsvoll. „Da hättest Du mich doch wohl erst befragen können? So geh' denn!“

„Nein, nicht wenn Sie ungnädig sind.“

„Du hättest doch wissen müssen, daß ich dem Friedrich auch eine Anstellung verschaffen konnte.“

„Ihro Gnaden vergessen, daß sie mir verboten haben, Sie um Dero Protection zu bitten.“

„Ja, im Allgemeinen habe ich dies allerdings von Dir gefordert; allein um Dich bei mir zu behalten, hätte ich Deinem Freier schon noch irgend eine Stelle hier ausgemacht.“

„Es ist ja dazu noch immer Zeit; ich bleibe ja so geru bei Ihro Gnaden! Glauben Sie doch nicht etwa, daß es mir leicht würde, von Ihnen zu gehen! Aber die Bibel sagt: man soll Vater und Mutter verlassen und seinem Manne folgen; wie konnte ich also daran denken, dem Gebote Gottes zuwider handeln zu wollen. Wenn die gnädige Gräfin aber den Friedrich hier anstellen, so brauche ich ja nicht fort von Ihnen.“

„Wenn es jetzt nicht zu spät dazu ist, wenn ich jetzt noch kann, was mir gestern noch ein Leichtes geworden wäre,“ versetzte Franziska halb zu sich selbst sprechend. „Aber jetzt geh! Ich werde mit dem Geheimrath Bühler Rücksprache nehmen, und Dir dann Bescheid geben. Bevor Du diesen erhältst, beschließe nichts über Deine Zukunft.“

Gertrude küßte die Hand ihrer schönen Herrin und verließ das Gemach.

Pferdegetrappel zog Franziska's Auge nach dem Schloßhof hin.

Der Kammerherr von Böhnen,<sup>1</sup> von einem Diener begleitet, sprengte so eben dem Ausgange zu, dabei verneigte er sich, wie Abschied nehmend, noch einmal nach den Zimmern des Herzogs hinauf. Sein Mantelsack bewies, daß es eine längere Abwesenheit galt. Wohin mochte seine Sendung gehen?

An Träumen und Ahnungen hatte sie stets gehaucht; sie lebte in dem Zeitalter, wo man sich mit den mysteriösen Stimmen seines Innern beschäftigte, und den Verkehr mit einer Geisterwelt für möglich hielt. Die Rosenkreuzer und Illuminaten trieben ihr Wesen, Graf von St. Germain und Cagliostro behaupteten, das Zukünftige schauen zu können. Jung Stilling sprach und schrieb von seinem unmittelbaren Verkehre mit der Gottheit, und der gute Lavater schauete den Menschen durch das Auge in das Herz.

Franziska besaß ihr Theil von diesem Glauben und Aberglauben. Schwerlich auch war der Herzog frei davon.

Was jetzt ein überwundener Standpunkt ist,

war damals ein Stückchen der Bildungsgeschichte des Tages.

Das zarte Gemüth Franziska's ermangelte ohnehin der innern Beruhigung, sie quälte sich mit Zweifeln aller Art, und an dem unmittelbaren Verkehr der Gottheit mit dem Menschen festhaltend, an ein positives Denken der Geschehnisse glaubend, sah sie natürlich auch Prüfungen und Strafen in ihren verschiedenen Lebenslagen, und suchte eine Aenderung zu verdienen.

Was sie sehr herbe fühlte, war: daß sie seit ihrem Aufenthalte in Hohenheim nie an den Tisch des Herrn hatte treten dürfen.

Als ihr diese religiöse Handlung zuerst verweigert wurde, hatte es sie wie ein Blitz aus heiterm Himmel getroffen. Wenn sie vor Gott gerechtfertigt dastand, warum sollte sie denn nicht aus der Hand seines Dieners das geheiligte Brod und den Wein, zum Zeichen der Vergebung ihrer Sünden, empfangen?

Würde ihr dieser Trost verweigert, so hieß es ja nicht mehr und nicht minder, als daß sie deffen unwürdig sei, und ihr ewiges Heil auf dem Spiele stehe.



Eine große Seelenangst hatte sich seitdem von Zeit zu Zeit ihrer bemächtigt. Der Herzog beruhigte sie dann freilich durch seinen Zuspruch; immer aber tauchte der Gedanke aufs Neue in ihr auf, daß ihr Verhältniß zu ihm, weil sie nicht an den Altar des Herrn treten dürfe, dennoch ein sündhaftes sei.

Sie gedachte dann auch der Prophezeiung jener Alten am Mummelsee. Dem sie ihr Herz gegeben, der sollte ihr ja die Hand nicht reichen wollen.

War sie verheirathet, oder war sie es nicht? Sie wußte darauf weder mit Ja! noch mit Nein! zu antworten, und besetzte den Mangel an innerer Klarheit über einen so wichtigen Punkt.

In allen seinen Briefen und zärtlichen Zuschriften nannte der Herzog sie stets nur seine Freundin. Freundin? Das Wort hatte einen kalten Klang gegenüber demjenigen, welches ihr Herz beehrte. Er versicherte sie seiner Hochachtung, nannte sie tugendsam; — allein nie, nie sein treues, liebendes Weib!

Und sie hatte nicht einmal den Muth, ihm einzugestehen, wie viel lieber sie dies einfache Wort

von seinen Lippen vernommen hätte, als die ganze Reihe hochtönender Lobeserhebungen. Sie dachte mitunter, Henriette möge wohl recht gehabt haben, als sie sie angeklagt, daß sie die Männer nicht zu nehmen verstehe; da sie auch mit diesem so fern von einem gewünschten Ziele blieb.

Schritte wurden über ihrem Haupte laut. Der Herzog ging auf und ab, ein Zeichen seiner innern Bewegung. Sie horchte. Ihr Herz pochte. „Etwas ist vorgefallen!“ dachte sie, „und daß er mich in Unwissenheit darüber läßt, bedeutet mir nichts Gutes.“

Es litt sie endlich nicht länger ruhig auf ihrem Plage; sie kleidete sich an und ging in den Garten. Lange irrte sie durch die Gänge und Alleen und hoffte, durch körperliche Bewegung Ruhe zu gewinnen; allein wie oft sie auch versuchte, ihre Gedanken auf das Ewige zu richten, immer wieder kehrten sie zu ihrem eigenen kleinen Lebensgeschick zurück; denn schließlich bleibt ein Jeder für sich der Mittelpunkt des Weltalls.

Sie kam endlich bei ihrem Lieblingsaufenthalte, ihrer Köhlerhütte, an und trat ein, um hier auszuruhen. In ihrer Zerstretheit bemerkte sie nicht

gleich einen an sie gerichteten großen Brief, welcher auf dem Tische neben einem aufgeschlagenen Buche lag. Endlich fiel ihr Auge darauf. „Mein Gott! die Handschrift des Herzogs!“ rief sie und erbleichte. Mit zitternder Hand griff sie danach. Unschlüssig erbrach sie das Siegel. „Das entscheidet mein Schicksal!“ sagte ihr eine Stimme. Sie las:

Hohenheim, den 10. Juli 1780.

Allerliebste Freundin!

Bald zehn Jahre sind es, daß die gütige Vorsehung Dich an meine Seite brachte; bald zehn Jahre sind es, daß ich Dir versicherte (ich erinnere mich dessen ganz wohl) beständig Dein zu bleiben. Mein Innerliches, meine Denkungsart, liebste Franzerl, fordert mich auf, bei meiner nun veränderten und jetzigen Lage aus der Fülle meines immer aufrichtigen Herzens mit Dir zu sprechen und meine ganze Denkungsart, ohne Hülle, Dir, beste Freundin, bekant zu machen.

Zwei und fünfzig Jahre, mithin gewiß der größte Theil meiner Tage, sind verstrichen, die Schritte zur Ewigkeit werden immer größer, und meiner Tage weniger; ohne Heuchelei, denn diese

verabscheue ich aus christlicher Ueberzeugung, ohne Heuchelei, sage ich, denke ich immer ernstlicher auf alle Wege, die meinem Lebensende diejenige Beruhigung bringen können, welche ein echter Christ suchen soll, und gewiß finden kann.

Bald zehn Jahre sind es, allerliebste Freundin, daß wir zusammen leben, daß ich Dich an meiner Seite habe, daß ich Dich liebe, schätze, ehre; aber bald zehn Jahre sind es auch, daß diese Bande nicht diejenige christliche Aussicht haben, die einer heut oder morgen zu fordernden ernsthaften Rechenenschaft würde ein beruhigendes Genüge leisten können; mein für Dich echt zärtlich gesinntes Herz kann keine solche Aussicht weiter dulden; es ist Zeit, liebste Freundin, ich muß zur Hauptsache schreiten, Dir mein Herz ganz öffnen, und Deine Gegenerklärung darauf erwarten.

Bald zehn Jahre sind es, Gott ist mein Zeuge, daß immer meine Gedanken dahin gingen, wenn ich die nun verstorbene Herzogin überleben sollte, keiner Anderen als Dir, liebste Freundin, Theil an meinem Herzen, an meiner Hand zu geben; nun ist der Fall, mein Herz ist Dir eigen, und hier zum Pfand meiner bisherigen

Rechtsschaffenheit und redlichen Denkart gegen Dich, und hier, sage ich, ist meine Hand.

Bande des Christenthums, der Religion, sollen uns vereinigen, und Du an meiner Seite leben.

Sprich selbst, und nimm Deine Erwartung zu Rath. Aber, liebste Freundin, ehe ich einen solchen wichtigen Schritt vornehme, erlaube mir diejenigen Bedingungen zu nennen, unter welchen ich die Ruhe für meine übrigen Tage an Deiner Seite voraussehen kann, und die am engsten mit diesem Schritte verbunden sind und bleiben.

So viel es mich aus voller Ueberzeugung gewiß kostet, so will ich Dir in Deinen Glaubenslehren nichts in den Weg legen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, Dich der falschen Neigung zu dem sogenannten Pietismus zu enthalten, und meinem Rathe darin mehr, als bisher, Gehör zu geben. Glaube mir, liebste Freundin, ich habe schon in diesem Fall in meinem Herzen viel für Dich gelitten.

Deiner Frau Mutter, die ich ehre und hochschätze, werden wir Enzigen, welches ich Dir hiermit abkaufe, zur beständigen Wohnung und Genuß einräumen, und da Pflicht und Neigung

mir auferlegen, für ihre ruhigen und vergnügten Tage zu sorgen, so wird eine von mir ihr anzuweisende standesmäßige Pension sie aus allen möglichen Sorgen setzen; sie des Jahres einige Male zu besuchen, wird Deinem Ermessen überlassen sein.

Da es weder schicklich, noch ich jemals zugeben werde, daß eine meiner künftigen Schwägerinnen den nämlichen Ort des Aufenthaltes habe, als wir, so wirst Du von selbst einsehen, daß Deine Frau Schwester einen anderen Ort für ihren künftigen Aufenthalt, als eine meiner Residenzen, zu erwählen habe; um aber auch in diesem Fall Dir einen sichtbaren Beweis meiner Gesinnung zu geben, so werde ich ihr das Doppelte ihrer bisherigen Pension, mithin dreitausend Gulden, anweisen lassen, die sie in meinem Lande, wo sie will, verzehren kann.

Da es in Deiner neuen Lage nicht an Leuten fehlen wird, die Dein gutes Herz zu mißbrauchen suchen werden, so baue ich auf Dich, daß, nach Gott, Dein ganzes Vertrauen mir, Deinem besten Freunde, gehört, und daß Du, wie bisher, auch fernerhin Dich in keine Staatsachen mischen, noch mich in den unangenehmen Fall

setzen wirst, durch Empfehlungen mich zu abschlägigen Antworten zu nöthigen, die nur Streit unter uns veranlassen würden; sonderu Dich gleich auf den Fuß setzest, zu beweisen, es sei Deine Absicht, Dich in nichts zu mischen, wodurch Du in den Augen der Rechtschaffenen nur an Ehre gewinnen wirst.

Da die Unterhaltung der École sehr kostbar, und im Ganzen gewiß von keinem Nutzen ist, so gedenke ich, solche, was die Cleven und Tänzerinnen betrifft, eingehen und die Erziehung auf dreißig Cavaliers- und Offizierstöchter bestehen zu lassen, mit welchen Du und Ich mehr Ehre und Vergnügen einlegen werden.

Ich sollte hier noch Deines zukünftigen Unterhaltes gedenken; aber, liebste Freundin, da, glaube ich, wirst Du Dich ganz auf mich und meine Angehörigen verlassen können, und behalte mir vor, diesen Punkt nächstens besonders zu berühren.

Dein Freund liebt und ehrt Dich bald zehn Jahre, weil Du liebenswerth gewesen bist; ob er Dich sehr liebt, ehrt, darüber urtheile.

Alle Borthteile großer Verbindungen, alle Vorspielungen künftiger Stützen ersetzen in mir bei

weitem nicht, eine Freundin beizubehalten, die den größten Einfluß auf meine künftige Ruhe und Zufriedenheit haben kann und soll.

Jetzt, liebste Freundin, prüfe Dich und antworte. Wie beruhigend für mich, Dir unumstößliche Beweise zu geben, daß mein Herz immer Dein gewesen, und Dir bleiben soll; und wie beruhigend, wenn, wie ich im Voraus überzeugt bin, Dein künftiges Benehmen so eingerichtet sein wird, um meine Liebe, Freundschaft, Hochachtung und mein Vertrauen noch zu vermehren, so daß ich, wie bisher, im Leben wie im Sterben verbleibe \*)

meiner allerliebsten Freundin  
getreuester

Karl, H. zu W.

Sie war zu Ende. —

Heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Die Herzogin war also todt.

Sie ersah aus diesem Schreiben recht deutlich, wie wenig der Herzog selbst an die Rechtmäßigkeit ihres Verhältnisses geglaubt hatte und daß alle

---

\*) Original.



seine tröstenden Worte nur zu ihrer Beruhigung von ihm erfunden waren.

„O, meine Mutter!“ rief sie bewegt aus. „Jetzt werde ich Dich wiedersehen und auf Deine völlige Verzeihung hoffen dürfen! Jetzt wird ja auch mein Gott mir vergeben! Aber einem Manne traue ich von jetzt an nie mehr. Sie täuschen uns Alle!“

„Wenn ich Niemand länger ein Vergerniß bin, Niemand durch mein Beispiel, vom Wege des Rechts abzugehen, verleitet wird, wie wohl wird mir dann sein!“

In großer Bewegung schrieb sie dem Herzog einen Dankbrief, versprach, alle seine Bedingungen einzugehen, und eilte dann zu dem Geistlichen nach Birkach, ihn zu bitten, daß er sie, unter den neu eingetretenen Verhältnissen, am Tische des Herrn zulassen möge.

---

## Vierzehntes Capitel.

Die Gräfin von Hohenheim wird Herzogin von  
Württemberg.

---

Frau von Bernerdin traf bald darauf eines Abends mit ihrer Tochter Juliane in Stuttgart ein, \*) und gleich am folgenden Morgen fuhr die Gräfin von Hohenheim in der Frühe bei ihr vor.

Franziska hatte dies Wiedersehen nicht erwarten können. Ihr Herz pochte. Sprachlos hing sie am Halse der alten Frau und nur einzelne, unzusammenhängende Worte stammelte ihr Mund. Hier konnte sie ihrem Gefühle freien Lauf lassen, hier einmal nach der Entbehrung so langer Jahre sich rückhaltlos in den zärtlichsten Benennungen ergehen und ihre treue Liebe, ohne Bedacht auf Rang und Titel, kund geben.

---

\*) Mit „Sach und Paß,“ sagt Franziska in ihrem Tagebuche.

Wie erleichterte das ihre Brust!

So Vieles, was kein Brief hatte sagen, kein Brief ihr hatte beantworten können, war zwischen Mutter und Tochter zu erörtern geblieben, und Beide wußten Anfangs kaum, wo sie anknüpfen sollten. Im Umsehen verrann die Stunde.

„Der Herzog ist mit Dir in der Stadt?“ fragte Frau von Bernerdin.

Franziska bejahte dies verlegen. Es kränkte sie, daß er sie nicht zu ihrer Mutter begleitet, oder doch wenigstens sie dort abzuholen sich nicht erboten hatte; denn sollte diese Mutter nicht auch mit die seinige werden?

„Und Du glaubst wirklich, daß er Dich zu seiner Gemahlin erheben wird?“ fragte sie wieder.

Franziska hatte, diesem Zweifel zu begegnen, seinen Brief mitgebracht und las ihn ihrer Mutter vor.

„Wenn es nur schon geschehen wäre!“ bemerkte diese am Schlusse. „Man kennt den Wechsel seiner Stimmungen. Heute so, morgen so.“

„Sorgen Sie nicht!“ sagte Franziska. „Es ist ja sein eigener Wunsch und Wille.“

Dabei war sie jedoch selbst nicht ohne Sorge,

und diese wurde durch das wenige Vertrauen der Mutter noch verstärkt.

Zugleich blickte sie ängstlich nach der Uhr; denn sie war nicht Herrin ihrer Zeit, war es selbst heute nicht und mußte nach den ihr zugemessenen Minuten pünktlich an Ort und Stelle sein, wo der Herzog sie erwartete.

Frau von Bernerdin hielt die Hand der Tochter in der ihrigen und ihr Auge ruhte zärtlich auf deren Angesichte.

„Bist Du denn glücklich?“ fragte sie mit weichem Tone. „Bist Du es immer gewesen, und bist es noch? Oder hoffst Du es erst zu werden?“

„Welche Frage!“ rief Franziska und wurde hochroth.

„Verheimliche Deiner Mutter nichts, mein Kind!“ fuhr Frau von Bernerdin dringender fort. „Es thut so wohl, sein Herz ausschütten zu können und nicht wahr? Diese Erleichterung hast Du, unter lauter fremden Menschen und an einem Hofe doch oftmals recht entbehrt?“

„Ich weiß nicht,“ versetzte die Tochter ausweichend. „Man gewöhnt sich an Alles! Ich

liebte den Herzog so sehr, daß ich nur an sein Glück dachte und darüber mich selbst und die ganze übrige Welt vergaß."

"Doch aber nicht Deinen Gott," fiel die Mutter ein.

"Zu dem bete ich ja täglich um Weisheit und Verstand, damit Alles zum Besten zu wenden," erwiderte Franziska, und suchte den Blick ihrer Mutter zu vermeiden; denn sie hätte nicht geru eingestehen mögen, daß sie in so langen Jahren der Wohlthat des heiligen Abendmahls nicht theilhaftig geworden sei.

Es war Zeit zum Ausbruche und nicht ungeru schied sie in diesem Augenblicke, wo der Gedanke an weitere Fragen sie zu beängstigen anfing.

"Aber so eilig!" sagte Frau von Bernerdin verwundert. "Wenn man sein Kind ein Duzend Jahre entbehrt hat, so bringen ein Duzend Minuten eine geringe Summe von dem Versäumten ein."

"Sie frühstücken ja morgen bei mir in Hohenheim," erwiderte Franziska begütigend. "Und fernerhin wohnen wir einander ja näher."

„Bei Dir!“ wiederholte die Mutter, als ob ihr etwas an dieser Einladung nicht recht sei; doch sagte sie weiter nichts.

Der Herzog hatte Franziska nach einem Heuboden beschieden, von wo aus sie oftmals, während er im Ministerrathe saß, dem Bau des Schlosses zusehen mußte. \*)

Raum war sie dort angekommen, so traf er auch schon ein, leider aber schlechten Humors, wie sie sich ausdrückte; denn erstlich war sein Hofcaplan mit einer jungen Dame davongelaufen, was bei der ohnehin vom Volke mit scheelem Auge angesehenen katholischen Religion, ihm höchst unlieb sein mußte, weil es in der ganzen Stadt natürlich vielfach besprochen ward; zweitens aber legte die Geistlichkeit seiner Verheirathung mit Franziska auch noch Schwierigkeiten in den Weg, die sein eigenes Betragen in ein übles Licht stellten.

Er hatte so eben einer Conferenz zwischen seinen katholischen und protestantischen Geistlichen in Bezug hierauf beigewohnt, und war noch ganz erfüllt

---

\*) Tagebuch.

von dem, was diese Herrn für und wider die Sache hatten laut werden lassen.

„Sie sind zu keiner Verständigung gekommen,“ bemerkte er gegen Franziska. „Aber erstaunlich ist mir die Gelehrsamkeit des Lebret gewesen. Dieser weiß mehr von der Kirchengeschichte und den Dogmen unserer Religion, wie mein Beichtvater Werkmeister, der Kanzler Sartorius, und die beiden Capellane Niedmüller und Weiße alle zusammen. Er bewies ihnen schlagend die Zulässigkeit dieser Ehe; allein trotzdem ließen sie sich nicht bekehren. Sie konnten nicht widerlegen; blieben aber doch bei ihrem Nein. Ihr Eigensinn und ihre Unwissenheit gingen dabei Hand in Hand. Ohnehin dadurch verstimmt, mußte mir nun noch der Baumann diese fatale Geschichte machen. Daß ich auch nicht früher etwas von diesem Liebesverhältnisse erfuhr!“

„Er wird es sehr geheim gehalten haben, und aus guten Gründen,“ erwiderte Franziska.

„Thut nichts! Der Verräther schläft nicht, und einem Fürsten sollte Alles hinterbracht werden; denn wie kann man sonst regieren? Es soll aber anders werden mit meiner katholischen Geistlichkeit!

Ich muß auch da reformiren. Ihre Unwissenheit dem protestantischen Clerus gegenüber ist wahrhaft beschämend! Der Glaube ist recht gut, ein Diener der Kirche soll ihn aber auch mit Gründen unterstützen können, und seinen Kopf mit nützlichen Kenntnissen anzufüllen suchen. Ich habe Lust, diese guten Leute sämmtlich fortzuschicken!"

"Würde das nicht auch zu reden geben?" fragte Franziska, einen zu raschen Entschluß fürchtend.

"Es mag freilich besser sein, nach und nach ihre Stelle durch geschicktere Leute zu ersetzen; nur daß es mir Geduld kostet. Sie wissen nichts und wollen doch alles besser wissen. Du siehst wenigstens, daß es an mir nicht liegt, wenn ich mein Wort nicht gleich halte."

Ein Seufzer beantwortete diese Bemerkung. Er galt der Sorge ihrer Mutter.

Sie begaben sich gemeinsam zu dem Geheimrath Bühler.

"Ueberall stößt man auf Mängel," sagte der Herzog zu diesem. "Statt sich durch Tüchtigkeit und Kenntnisse Achtung zu erwerben, sucht man noch mir das Leben zu erschweren. Ich kann Ihm nicht sagen, wie verdrießlich ich über diese



• dumme Orthodoxie bin! Hätte man mir mit Verstand geistvolle Einwürfe gemacht, so würde ich gedacht haben: die Leute sprächen ihre Ueberzeugungen aus und gegen diese könne Niemand, aber so!“

Der Geheimrath rieth ihm, direct an den Papst mit seinem Anliegen zu gehen, es sei stets besser sich an das Haupt, als an die Glieder zu wenden.

Sie kehrten darauf sogleich nach Hohenheim zurück.

• Der Herzog war auf dem Wege sehr aufgereggt und schrieb schon in Gedanken Briefe. Franziska saß niedergeschlagen an seiner Seite. Die Nachricht, daß die katholische Geistlichkeit sich ihrer Ehe mit ihm widersetze, hatte sie ganz muthlos gestimmt. Sie wußte kaum, wie sie, mit der Kenntniß dieses ueuen Hindernisses, ihrer Mutter würde unbefangen unter die Augen treten können. Auch war die Hoffnung, das Abendmahl zu genießen, damit auf's Neue hinausgeschoben.

Der Herzog setzte sich, so wie sie ankamen, an seinen Schreibtisch; sie holte ihre Handarbeit und nahm ihm gegenüber Platz. Wenn er einen

ihm besonders gefallenden Satz geschrieben hatte, las er ihn ihr laut vor, sie mußte daher von Minute zu Minute auf eine solche Mittheilung gefaßt sein, und durfte sich nicht zu weit in eigene Grübeleien verlieren.

Sein Schreiben an den heiligen Vater fiel umfangreich aus; nach diesem setzte er gleich mehrere Briefe an die Vorsteher von Benedictinerklöstern auf und erkundigte sich nach Geistlichen, welche er bei seinem Besuche in ihren Mauern keunen gelernt und besonders unterrichtet gefunden hatte.

„So hört man nie zu lernen auf,“ warf er dazwischen hin. „Ohne diese Conferenz wäre mir die Unwissenheit meiner Capellane nie so klar geworden. Und diese Leute wollen mir den rechten Weg durch das Leben zeigen? Es ist als wenn der Blinde eine Erbse finden soll; einmal gelingt's, hundertmal schlägt's fehl! Man sieht's an diesem Baumann! Läuft mit einer hübschen Frau davon!“

Am folgenden Morgen erhob Franziska sich vor der gewöhnlichen Stunde und sah erwartungsvoll ihrem lieben Besuche entgegen. Gertrude theilte diesmal ihre Gefühle. Sie hatte ihre

Sonntagskleider angelegt und sah so glücklich aus, als ob ihrer eine persönliche Freude warte.

Im Schlosse durfte Franziska ihre Gäste nicht empfangen, der Herzog hatte das nicht ausgedorndet, und ihn um die Erlaubniß dazu ersuchen, schien ihr gewagt. Sie hatte also ein Déjeuner in ihren kleinen Wohngemächern im Nebengebäude auftragen lassen, die freilich nicht so glänzend eingerichtet waren. Ihre Mutter hätte sie gern besser empfangen, vor dieser wäre sie gern als Fürstin aufgetreten, diese hätte sie gern über manches in ihrer Lage getäuscht.

Frau von Bernerdin schloß die Tochter bewegt in ihre Arme. Sie konnte sich immer noch kein rechtes Bild von deren eigentlichem Leben machen und hatte während der Fahrt hierher sich ausgemalt, wie sie sie wohl finden würde; schließlich sah nun doch alles so ganz anders aus.

Daß der Herzog auch heute und im eigenen Hause nicht erschien, nahm sie Wunder; doch verschwieg sie es der Tochter, um diese nicht zu kränken.

Franziska, welche gleichfalls nur ungern das Gespräch nach der Seite hin gelenkt sah, rief

Gertrude herbei, und schlug ihrer Mutter vor, diese nebst Friedrich in ihren Dienst zu nehmen.

„Sie wird Ihnen sehr nützlich sein, theuere Frau Mutter! Und sie bleibt dann in meiner Nähe. Ich werde für ihre Ausstattung sorgen. Auf der Hochzeit tanzt unsere ganze Familie;“ sagte sie heiter.

Gertrude lachte und weinte vor Glück.

„Ich hab' es wohl gesagt, daß die alte Hexe nichts von der Zukunft wüßte!“ rief sie dazwischen.

„Die gnädige Gräfin sehen es nun ja selbst. Aber, wer soll Sie denn bedienen, wenn ich bei der gnädigen Frau Mutter bin?“

„Der Herzog wünscht lange schon, daß ich eine Kammerfrau nehme, welche mit allen Toilettenkünsten vertraut ist,“ antwortete Franziska; „ich konnte mich nie dazu entschließen, weil ich an Dich gewöhnt war. Da Du aber, als Frau, nicht gern ohne Deine Hälfte mit auf Reisen gehen würdest, und diese Hälfte wiederum dem Herzoge lästig sein könnte, so habe ich eine andere Wahl getroffen; Du kannst, wenn Du willst, sogleich meine Frau Mutter begleiten.“

Das kam der treuen Dienerin doch zu plötz-

lich. Sie flehte fußfällig, noch einige Tage bei ihrer geliebten Gebieterin bleiben zu dürfen, und diese, selbst bei dem Gedanken an die Trennung bewegt, gestand ihr Alles zu.

Man speiste nun. Die Diener gingen ab und zu. Man sprach daher nur von allgemeinen Dingen.

Indem fuhr der Wagen vor.

Franziska erröthete und sah, als habe sie nichts gehört, auf ihren Teller. Sie wußte wohl, daß der Herzog ihn bestellt hatte, daß er ungeduldig war, ihre Gäste sich entfernen zu sehen, daß er ihrer bedurfte.

Konnte er sie lieben, da er so wenig zarte Rücksicht übte? So wie sie aufstanden, verabschiedeten sich ihre Verwandten, ohne daß sie sie mit einem Worte zum längeren Bleiben einlud. Herzlich umarmte sie Mutter und Schwester, Beide sahen es ihrem feuchten Auge an, daß ihre Zuneigung für sie tief empfundene Wahrheit sei und bedauerten, dieses Wiedersehens dennoch kaum froh geworden zu sein. Als man von ihrem nächsten Begegnen sprach, wich sie der Antwort geschickt aus; denn sie durfte ja nichts bestimmen.

Der Wagen rollte über den Schloßhof und sie befand sich wieder allein. Damit kehrten ihre Gedanken auch sogleich zu ihrer eigenen unsichern und peinvollen Lage zurück.

„Nicht vor Gott, nicht vor Menschen gerecht befunden zu werden, welch' ein Schicksal!“ flüsterte sie vor sich hin.

Der Geheimrath Bühler war beim Herzog. Als er sich von diesem beurlaubte und die Treppe herab kam, öffnete sie ihre Thüre und winkte ihn zu sich herein. „Ich bin in großer Herzensangst,“ flüsterte sie ihm zu. „Denken Sie sich, wenn der Papst Nein sagte.“

„Pst!“ erwiderte er und legte den Finger auf den Mund. „Ich habe vorgebeugt; die Stände bieten dem Herzog 50,000 Gulden, wenn er keiner Prinzessin seine Hand reicht und die Nachfolge den protestantischen Söhnen seines Bruders bleibt, und er hat es angenommen.“

„Sie sind mein rettender Engel!“ jauchzte sie auf.

„Aber reinen Mund gehalten, Gräfin!“ sagte er leise und eilte unbemerkt hinaus.

Erleichterten Herzens wanderte Franziska durch

den Garten nach dem Dörfle, wo der Herzog sie abzuholen pflegte. Diesmal war er schon vor ihr dort gewesen und hatte einen Streifen Papier in ihr Buch gelegt, worauf die Worte standen:

„Mein appetitliches Franzerl! Ich verlasse Dich nie.“

Sie drückte die Zeilen an ihre Lippen und fühlte sich von neuem Muth belebt. „Er weiß, was mich quält,“ sagte sie sich, „und er bietet mir Trost. Was bleibt ihm für den Augenblick auch sonst zu thun übrig? — Es ist eine mir von Gott gesandte Prüfung, die ich hinnehmen muß.“

Sie fand jetzt an jedem Morgen ein ähnliches an sie gerichtetes Zettelchen, bald hier, bald dort, wo sie es am wenigsten erwartete, für sie niedergelegt. Wie Heiligthümer sammelte sie diese. Wenn ihr das Herz schwer ward, ruhte ihr Blick darauf aus; wenn sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl zitterte, so boten sie ihr Trost. — Es waren stets nur wenige flüchtige Worte auf grobes Papier hingeworfen; allein wie inhaltsschwer für die, an welche sie gerichtet!“ \*)

\*) Im Archiv zu Stuttgart liegen diese Zettelchen aufbewahrt.

Der Herbst kam heran. Im October war Franziska's Namenstag. Der Herzog forderte sie auf, sich etwas von ihm zu erbitten. Sie lächelte ihn wehmüthig an. „Für mich giebt es keine Freude, so lange ich nicht an den Tisch des Herrn treten darf,“ sagte sie leise.

Er überhörte diese Antwort oder wollte sie überhören; denn die Erwiederung des Papstes war bereits ungünstig eingelaufen. Der heilige Vater verweigerte die Erlaubniß zu einer Ehe mit einer geschiedenen Frau und Protestantin. Auf den Rath des Geheimrath Bühler hatte er nun den Kammerherrn von Gemeng mit einer persönlichen Botschaft nach Rom abgesandt. Er sollte unterhandeln.

Der Herzog unternahm mehrere Reisen, welche Franziska Zerstreuung boten; allein in jeder stillen Stunde fand die Sorge sie wieder. Ihre Gesundheit litt. In ihrem Tagebuche standen häufig Kopfschmerzen und vergossene Thränen verzeichnet. Oft war sie zum Tode betrübt und wünschete das Ende ihres Lebens herbei. —

Der Herzog beschenkte sie mit einem kostbaren Schmuck von Smaragd. Sie dankte ihm; allein



für ihr verlorenes Seelenheil boten Juwelen feinen Erfaß.

Er wußte, wie sehr sie an ihrer Familie hing und lud eines Tages ihre Mutter, nebst drei von ihren Schwestern nach Stuttgart zur Tafel ein.

Es freute Franziska, ihre Verwandten bei sich im Schlosse zu empfangen, sie kleidete sich reizend für diese an, und lächelte froh, wie in ihren jungen Tagen; allein als der Abend kam, die Gäste schieden, da stellte sich die Sorge um ihr zeitliches und ewiges Wohl wiederum bei ihr ein.

Der Papst zeigte sich immer noch unerbittlich. Wie jeder Widerstand, so reizte auch dieser den Herzog, nur um so eifriger bei seinem Vorhaben zu beharren.

Es waren neue Geistliche eingetroffen, mit denen er die Angelegenheit wiederum in Erwägung zog. Der Dominikanermönch Martin Schluß, Rector der Theologie in Landshut, ein Mann von umfassenden Kenntnissen und sehr belesen, beleuchtete die Sache in einem neuen Lichte. Ferner Augustin Bader aus Bruchsal, ein verdienstvoller, für alles Gute empfänglicher Mann, und schließlich ein Jögling des berühmten Weihbischofs Ando Seelmann.

Diese gaben dem Herzog den klugen Rath, nicht länger in Rom anzufragen, sondern nach der Trauung dort um eine Dispensation anzuhalten. Geschehene Dinge lasse man gewöhnlich hingehen.

Da er nun sich durch das wiederholte Nein schon in einer sehr gereizten Stimmung befand, so fühlte er sich ganz aufgelegt, trotz Papst und Priester, seinen Willen durchzusetzen. Prinz Friedrich mit Gemahlin trafen in diesem günstigen Momente von Montbéliard ein; er beschloß also, diese sogleich zu Zeugen einer Trauung zu machen, welche ihnen eine Versicherung der Erfüllung ihrer stolzesten Wünsche ward: — die Nachfolge ihrer Söhne als Herzoge von Württemberg.

Franziska saß in ihrem Zimmer, der Wind schlug den Regen kalt gegen die Fenster, und der Himmel zeigte eine graue tiefhängende Decke, als der Herzog ihr sagen ließ: in einer Stunde würde er mit ihr nach Stuttgart fahren, wo großes Diner sei; sie solle ihre Jungfer und die aus Paris angekommene Kiste mit Kleidern also voraus hinunter senden. —

Sie glaubte, es wären vornehme Gäste angekommen, und schickte sich an, ihre traurige Rolle vor diesen zu spielen. „Heute noch!“ dachte sie;

„morgen kann der Herzog, seiner fruchtlosen Unterhandlungen mit Rom überdrüssig, einer ebenbürtigen Prinzessin die frei gewordene Hand anbieten, und mich verlassen. Himmel und Erde sind dann eingebüßt. Doch habe ich stets nur das Rechte gewollt.“

Auf dem Wege war der Herzog sehr einsilbig. Sie glaubte, seine Laune sei nicht gut und schwieg nun gleichfalls. In Stuttgart angekommen, stieg sie vor ihrer Wohnung ab und kleidete sich an. Der mitgebrachte Carton enthielt einen prachtvollen Anzug von weißer Seide, mit kostbaren Spitzen reich garnirt. Ihre neue Jose ergoß sich in Ausrufungen der Bewunderung über dessen Schönheit, und auch Franziska konnte nicht umhin, ihr Auge mit Wohlgefallen darauf zu richten. Sie ließ ihr Haar pudern und aufbauen, und stand bald völlig angekleidet da; denn bei einer Toilette nicht lange zu säumen, war sie auf ihren Reisen gewöhnt worden.

Obgleich sie das dreißigste Jahr überschritten hatte, konnte man nicht sagen, daß die Zeit ihre Reize vermindert habe. Sie sah nur stattdeser, völliger, aber nicht verblüht aus. Das Ebenmaß ihrer Gestalt, die schönen Arme, der

Nacken wie Marmor, überraschten gleich sehr das Auge. Sie hätte keine Frau sein müssen, um sich in diesem Augenblicke nicht über sich selbst zu freuen.

Der Herzog trat ein, sie abzuholen. Er trug ein Hofkleid und seine Orden. Ein gewisser Ernst lag in seiner Miene.

Sie ging ihm entgegen und küßte seine Hand.

„Wie gnädig sind Durchlaucht gewesen, mich durch dieses Angebinde zu überraschen,“ sagte sie mit dankbarem Blicke; „aber nur wenn ich Ihnen in diesem Anzuge gefalle, hat er Werth für mich.“

Er sah sie bewundernd an, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und bot ihr seinen Arm.

„Wir gehen einen ernstern Gang, Franzerl!“ sagte er dann. „Gott sieht auf das Herz, nicht auf das Kleid; doch darf man auch in seiner Gegenwart den äußern Menschen nicht vernachlässigen. Dein Herz ist rein, ich weiß es; darum auch paßt sich dies reine Weiß Deines Kleides Dir so wohl an, und ich sehe Dich am liebsten in dieser Farbe ohne Farbe.“

Sie bestiegen den Wagen und hielten vor dem neuen Schlosse an.

„Es sind wohl fremde Gäste hier?“ fragte

Franziska, als sie die kurze Strecke zurückgelegt hatten.

„Ja,“ sagte der Herzog kurz.

Es war der siebzehnte Sonntag nach Pfingsten, der Abend dunkelte, und als die Thüren des großen Saales sich öffneten, konnte Franziska Anfangs vor Lichterglanz nichts unterscheiden. Eine Gruppe von Personen stand in der Ferne beisammen; aber noch hatte sie diese nicht begrüßt, als eine kleine Orgel ihre Töne hören ließ, und vor einen, wie ein Altar geschmückten Tisch, ein Geistlicher in vollem Ornate trat. Der Herzog führte sie auf diesen zu und ließ seinen Bund mit der Gräfin von Hohenheim segnen. Ihre Ueerraschung war groß und lächelnd weidete er sich an dieser. Immer war er der aus den Wolken herabsteigende Jupiter Olympus, welcher eine Sterbliche beglückte.

Der Minister von Uexküll und Geheimrath Bühler dienten als Zeugen; der Prinz und die Prinzessin wünschten aus warmem Herzen Glück; dann trennte man sich wieder.

Franziska that einen langen Athemzug. Sie glaubte plötzlich eine Andere zu sein. „Darf ich

zu meiner Mutter fahren und ihr meine Bemählung melden?“ bat sie.

Die Stirne des Herzogs umwölkte sich.

„Des Papstes Dispensation muß vorerst eintreffen; unsere Ehe ist nur gültig, wenn er sie auch genehmigt.“

„Also noch immer nicht!“ seufzte sie.

Am Schlusse des Jahres schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Wieder ist ein Jahr dahin, in dem nicht viel fehlte, daß alle Welt mich verließ, nur Gott nicht; wenig Sonne hat mir geschienen, wenig frohe Tage habe ich verlebt, und doch wurde mein zeitliches Wohl befestigt.“

Indessen blieb der Papst halsstarrig bei seiner Weigerung, und rief dadurch eine neue Handlung des Trozes bei dem Herzoge hervor. Am Lichtmeßfeste, wo er in eigenthümlicher Laune erwachte, bestellte er gleich den Wagen, um nach Stuttgart zu fahren. Ein böser Traum hatte ihn geschreckt, er hegte allerlei Todesahnungen. Sofort ließ er seine Geistlichen kommen und beichtete; dann fragte er, wer die Predigt halte, und befahl dem Gebete zuzusetzen: Segne, o Herr, auch Höchstdeffselben Gemahlin.

Am Mittage in der Academie machte er dem versammelten Hofe seine Vermählung mit Franziska selbst bekannt. Endlich! stand in ihren Mienen geschrieben.

Doch blieb die Dispensation des Papstes immer noch aus.

Der heilige Vater schrieb dem Herzog bald darauf eigenhändig einen sehr wehmüthigen Brief, und bat, die Heirath rückgängig zu machen; allein solche Zumuthung erregte, statt Nachgiebigkeit, nur Widerstand, und der Oberst von Mylius wurde nach Rom abgesandt, um mündlich die Botschaft zu überbringen: daß Seine Durchlaucht bei ihrem einmal gefaßten Entschlusse beharren würden.

Franziska erhielt zu gleicher Zeit die Erlaubniß, das heilige Abendmahl zu genießen und sich mit ihrem Gatten zu versöhnen. Dadurch ward ihrem Gemüth der Frieden zurückgegeben. Ihrem Herzen konnte ihre Anerkennung und ihre erhöhte Stellung kein neues Glück mehr bringen; die Vortheile ihrer äußeren Lage ließen sie kalt. Es giebt für die Erfüllung unserer liebsten Wünsche auch ein „zu spät.“

Nur ihrer Mutter willen sah sie sich gern als

Herzogin angeredet. „Gottlob!“ sagte diese; „Du bist jetzt doch endlich eine rechtmäßige Frau.“

Wie sie selbst in ihrem Innern die Sache auf-  
faßte, beweist ein Brief an den Professor Nie-  
meyer in Halle. Er lautet:

Hohenheim, 1786.

„Ich eile, Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin endlich das so lange gegebene Vergerniß, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat.

Wohl haben Sie mich oft, bei der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß zu beruhigen gesücht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen.

Ich wußte es wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser, als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. — Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend



schlug. Aber ach! Die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb, und wie gerecht noch ist meine Thränen darüber fließen, auch uur einem Menschen zum Anstoß geworden zu sein. Für diesen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Trost und keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu lassen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen. Sie werden es mich nicht bereuen lassen. Es wird mir in einsamen Stunden ein Trost bleiben, zu wissen, daß ich fort-dauernd auf Ihre Theilnahme rechnen darf.

Erbitten Sie mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreise noch so viel Gutes, als nur möglich, zu thun. Es ist mein ernster Wille, dadurch auch im Paude gut zu machen, was ich am Lande verschuldet habe.

Franziska, Herzogin von Würtemberg.

Als die Geheimeräthiu Bühler ihr Glück zu wünschen kam und ihr mit jubelndem Tone: „Endlich! endlich!“ entgegen rief, umarmte sie sie, mit der Entgegnung:

„Nur etwas früher hätte mir dies Glück kommen sollen.“ \*)

Sie blieb sich in ihrem äußern Wesen unverändert gleich; milde, freundlich, versöhnlich zeigte sich fort und fort ihr Einfluß, sie that nichts hinzu und nichts ab in ihrem Benehmen; nur dem Herzoge gegenüber nahm sie, mit der Sicherstellung ihrer Beziehung zu ihm, eine andere Haltung an. Als rechtmäßige Gattin konnte sie ein wahres Wort, einen vernünftigen Tadel wagen; seit sie nicht länger ein Geschöpf seiner Laune war und von dieser nicht abhing, durfte sie eigene Neigungen, eigene Wünsche kennen und auch ein eigenes Leben fortleben. Sie begleitete ihn fortan nicht mehr auf Pferdemarkten, bewunderte ihn nicht mehr bei Feuersbrünsten, saß nicht mehr auf einem Heuboden und sah den Arbeitern zu; der Kammerherr von Böhmen vertrat fortan dort ihre Stelle.

So gewiß ist es doch, daß nur die christliche Ehe der Frau eine moralische Freiheit gewährt!

Ohne ein solches nicht lösbares Band muß sie heucheln, schmeicheln, die Liebedienerei treiben,

\*) Abschrift des Originals.

welche freilich der Eitelkeit und dem Egoismus der Männer zusagt, allein sie als Weib sittlich entwürdigt.

Franziska erwachte seit dem Tage ihrer öffentlichen Anerkennung täglich mehr von dem Drucke dieser langen Jahre. Ihr frommer Sinn hatte sie geschützt, mit Würde das Unabänderliche zu tragen. Weil sie Gottes Hand auch darin zu erkennen glaubte, so konnte das Schwierige ihrer Lage sie nur demüthigen vor ihm, nie aber sie erniedrigen; sie konnte nicht fallen, darum auch nicht steigen; sie hatte aus Liebe geduldet, aus Liebe getragen, ihr reiner Sinn hatte sie auf allen Wegen bewahrt und beschützt.

Sie schrieb in ihr Tagebuch:

Nur Frieden der Seele bringt Glück. Der spielt seine Rolle schlecht, welcher nicht bedenkt, daß sie endigen muß.

Die Welt stand am Vorabend der französischen Revolution, sie brach aus, und das alte Stichwort der Fürsten von Gottes Gnaden: „l'état c'est moi!“ wurde damit zu einer Lächerlichkeit; — Herzog Karl konnte sich auf keiner anderen Basis denken, sich auf keine andere seinem Volke gegenüber stellen; er empfand sich selbst und

seine Anschauungen als einen von der Menschheit überwundenen Standpunkt; seine Rolle auf Erden gestattete keine Fortsetzung mehr; sich selbst zu überleben vermochte er nicht; als Ludwig XVI. das Schaffot bestieg, schloß er das müde Auge zu ewigem Schlafe.

Franziska fühlte, daß mit seinem Scheiden auch ihr Tagewerk zu Ende gehe und flehte zu Gott, mit ihm scheiden zu dürfen; allein ihr Gebet fand keine Erhörung, es war ihr Loos, ihr Herz dem Manne ihrer Liebe mit in die Gruft zu geben und dann noch viele Jahre in Einsamkeit mit stillen Thränen seinem Andenken zu leben.

Im Herzen des Volkes starb Herzog Karl nie; bis heute ist er der populärste von Würtemberg's Fürsten; die goldene Zeit Schwabens knüpft sich an die holde Erscheinung Franziska's von Hohenheim.

Mit Erinnerung an sie dichtete Friedrich Schiller:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben  
Himmliche Rosen ins irdische Leben.









